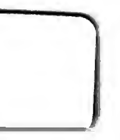
Der Frankfurter Goethe

Elisabeth Schippel Mentzel




OTTO HARRASSOWITZ
BUCHHANDLUNG
:LEIPZIG:

Der

Frankfurter Goethe

von

E. Mentzel.

Der Frankfurter Goethe

von

E. Mentzel.



Frankfurt a. M.
Literarische Anstalt
Rütten & Loening.
1900.



Vorwort.

Die hier unter dem Titel „Der Frankfurter Goethe“ zu einem Ganzen vereinigten Aufsätze erschienen im Sommer dieses Jahres in dem hiesigen „General-Anzeiger“ und versuchten diejenige Epoche von Goethes Leben und Wirken darzustellen, die sich größtenteils auf dem Boden seiner Vaterstadt abspielt und äußerlich durch des Dichters Übersiedelung nach Weimar beendet wird. Hierzu gesellte sich der lebhafte Wunsch, die Aufmerksamkeit der verschiedensten Kreise mehr und mehr auf den damals bevorstehenden 150. Geburtstag des Dichters hinzulenken und die rechte Stimmung für diese nationale, besonders aber Frankfurter Feier mitbereiten zu helfen.

Das Erscheinen dieser Aufsätze in einer weit verbreiteten Tageszeitung verlangte von vornherein Beschränkung aufs Wesentlichste und volkstümliche Fassung des Gebotenen. Alles gelehrte Beiwerk, namentlich aber die Angaben der Quellen, soweit der Text nicht auf sie hinweist, mußten deshalb hinweggelassen werden. Bemerken möchte ich jedoch, daß sich der Inhalt der Arbeit größtenteils auf Goethes Werken, Briefen, Bekenntnissen und sonstigen zeitgenössischen Schriftstücken, sowie auf gedruckten Nachrichten und massenhaften litterarischen Einzelheiten aufbaut. —

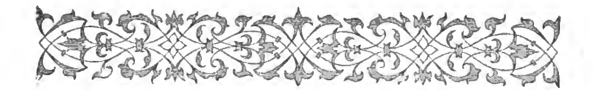
Die Aufsätze erscheinen hier unverändert, nur hie und da sind sie etwas vertieft und durch Zusätze erweitert worden.

Es war meine Absicht, jenes lebensvolle Bild, das Goethe in „Dichtung und Wahrheit" von seinem Werdegange bis zur Abreise nach Weimar entwirft, auf Grund des mitgeteilten Materials zu ergänzen, zu beleuchten und vielleicht auch, wo dem greisen Goethe die Erinnerung versagte oder das künstlerische Gefühl ihn zur Abrundung drängte, etwas anders zurechtzurücken. Namentlich lag mir daran, die Hauptpunkte der menschlichen und dichterischen Entwickelung des Frankfurter Goethe, sowie die Verhältnisse und Umstände, in denen diese wurzeln, getreu zu schildern. Ferner war es meine Absicht, gerade in diesem Jahre an den mächtigen, nie gänzlich nachlassenden Einfluß des genius loci auf Goethes Schaffen und Wirken wieder zu erinnern und dessen leider allzu oft nicht genug gewürdigte menschliche Größe und Güte neu hervorzuheben.

Zur Lösung dieser schwierigen Aufgabe — ich bin es mir wohl bewußt — brachte ich weiter nichts mit als Liebe und Verehrung für den großen Sohn Frankfurts. Beide gaben mir auch den Mut, mit meiner Arbeit nicht ängstlich zurückzuhalten, vielmehr sie nochmals trotz Mangel und Schwächen in dieser neuen Form hinausgehen zu lassen.

Frankfurt a. M., 7. November 1899.

E. Mentzel.



Inhalt.



I.

Frankfurt in Goethes Kindheit.

Wer die moderne Goethelitteratur verfolgt und besonders die Schriften über die Entwickelung des jungen Dichters, also des eigentlichen Frankfurter Goethe, näher in's Auge faßt, wird häufig auf höchst wunderliche Aeußerungen über dessen Vaterstadt stoßen. Es sind meist geringschätzige oder absprechende Urteile, die dem Fremden ein ganz falsches Bild der geistigen Zustände in der alten Reichsstadt während Goethes Kindheit zeigen, dem einigermaßen mit den damaligen Verhältnissen Vertrauten aber einen redlichen Zorn über solche leichthin gegebene und ungerechte Mitteilungen ins Herz treiben. So ist in einer sonst vortrefflichen Goethebiographie, die sogar preisgekrönt wurde, die Rede von dem „engen und altmodischen Geiste“ in Frankfurt, ferner wird darin behauptet, daß man hier nicht viel las, unbewegt von dem Zeitgeist lebte und den ersten freien Luftzug großer Bewegungen verspürte, als die Thaten Friedrichs des Großen, dessen begeisterte Anhänger und schroffe Gegner in leidenschaftliche und unversöhnliche Parteien spalteten.

Wie sind nun solche Urteile möglich, nachdem der alte Goethe nicht nur in „Dichtung und Wahrheit“ der Vaterstadt ein unvergängliches Denkmal gesetzt, sondern es auch oft aus-

gesprochen hatte, daß er es als ein Glück betrachtete, gerade in Frankfurt geboren zu sein. Gewiß, es gab auch hier, wie überall, Mißstände der verschiedensten Art, besonders solche, die mit der engen und meist von kleinlichem Geiste geleiteten Politik der alten freien Reichsstadt zusammenhingen. Es soll auch nicht geleugnet werden, daß sich in Frankfurt, wie überhaupt in bedeutenden Handelsstädten, wo sich alles um Geld und Gelderwerb dreht, ein unangenehmes Protzentum breit machte und die geistigen Interessen in manchen Kreisen in den Hintergrund drängte. Allein, was gelten diese unerfreulichen Erscheinungen, die den feinsinnigen Goethe nur vorübergehend und einzig da, wo sie schroff zu Tage traten, peinlich berührten, gegenüber der Fülle wohlthuender und anregender Elemente, die gerade für das Wachstum des werdenden Genius den günstigsten Nährboden bildeten!

Die Natur hatte Goethe so veranlagt, daß für die volle Entwickelung seiner Individualität schon frühe mannigfaltiger Einfluß des Lebens durchaus erforderlich war. Was that nun die Vaterstadt, um diese Anlagen zu fördern, um die früh sich regende Gestaltungskraft des Dichterknaben ihrer Eigenart gemäß zu befruchten und allzeit rege zu erhalten? Ein Blick in das Frankfurt, wie es sich in Goethes ersten zehn Lebensjahren darstellt, dürfte ungefähr Antwort auf diese Frage geben.

Die gesamte Einwohnerschaft der Stadt, damals aus ungefähr 30 bis 35,000 Seelen bestehend, war in drei große Gruppen eingeteilt. Die oberste Schicht, zu der das eingesessene Patriziat, die hier wohnenden Standespersonen und sonstige Persönlichkeiten von hohem Range zählten, der gute Mittelstand, bessere Bürger- und Beamtenfamilien umfassend, und schließlich die unterste Stufe des eigentlichen Volkes, dessen Spitze wieder die Handwerker und kleineren Gewerbetreibenden bildeten. Dieser Bruchteil der Bevölkerung ist um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ungemein rührig und thätig, er liefert auf allen Gebieten des Handwerks Erzeugnisse, die nicht nur den in der Vaterstadt herumstreifenden kleinen Goethe in Erstaunen setzten, sondern auch teils im städtischen Museum, teils in den Räumen

älterer Frankfurter Familien die Nachlebenden heute noch mit Bewunderung erfüllen. Freilich eine führende Stellung besaß die Stadt damals auf keinem Gebiete des Handwerks, was jedoch geboten wurde, war echt, dauerhaft und gediegen. Diese Art zu arbeiten wurde durch die Besteller gefördert, denen es mehr auf die Güte des betreffenden Gegenstandes als auf den Preis ankam. Ein Schrank, den Herr Rat Goethe, des Dichters Vater, anfertigen ließ, mußte so gebaut und gefügt sein, um verschiedenen Generationen dienen zu können, und die Halbfranzbände in seiner Bibliothek durften keinerlei Unebenheiten oder Spuren flüchtiger Arbeit aufweisen.

In dieser Schicht der Frankfurter Bevölkerung half meistens die Frau im Geschäft oder sie betrieb gar noch nebenher ein Gewerbe. Diese Thatsache trug wesentlich zur großen Wohlhabenheit des Standes bei und veranlaßte den Aufstieg einer Anzahl Familien in die höhere Gesellschaftsgruppe. Zum Beispiel ist dies bei der Familie Goethe der Fall. Der Großvater des Dichters wandert hier als Schneidergeselle ein, der Kaiserliche Rath Goethe klimmt eine soziale Stufe höher empor und Johann Wolfgang wurde zwar kein Patrizier, aber als Weimarischer Minister stand er auf gleicher Stufe.

Auf das geistige Leben in Frankfurt übte der dritte Stand um die Mitte des vorigen Jahrhunderts noch keinen unmittelbaren Einfluß aus, seine ideale Seite fand damals noch den reinsten Ausdruck in frommen Vermächtnissen für das Gemeinwohl. Jedoch gerade diese Schicht der Bevölkerung waren genußfrohe Leute, die sich nach des Tages Last und Mühen gerne belustigten und dadurch insofern die Kunst förderten, als sie volkstümliche Feste durch ihren Beistand verschönen halfen und die Wanderbühnen und Marionettentheater durch häufigen Besuch unterstützten.

Wie der Frankfurter überhaupt, so zeigte auch der Kleinbürger der Stadt im Verkehre große Gewandtheit. Dazu wurde er gewissermaßen durch den Fremdenverkehr während der beiden Messen und bei Krönungen erzogen. Goethes mütterlicher Großoheim, Johann Michael von Loen, giebt im zweiten Teile seiner

„Kleinen Schriften“ fesselnde Schilderungen aus dem Frankfurter Leben um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Er weist auf das stark entwickelte Selbstbewußtsein der geringsten Bürger hin und findet es auffallend, daß man den Pöbel hier sogar „Herren und Jungfern“ heiße. War der Handwerker, der Mann aus dem Volke auch aus den höheren Kreisen ausgeschlossen, so bot sich ihm anderweit Gelegenheit, mit den sogenannten Standespersonen in Berührung zu kommen. Denn besaß er ein einigermaßen gut gelegenes Haus, so waren auswärtige Herrschaften meist sehr froh, zur Meßzeit oder während der pomphaften Vorgänge einer Kaiserkrönung Quartier darin zu erhalten. Die dadurch erzielten Mieten boten dann noch eine gute Beisteuer zur Vermehrung des bereits vorhandenen Wohlstandes. Günstige Umstände aller Art trugen dazu bei, den Frankfurter Handwerker zu bereichern und seinen Gesichtskreis zu erweitern. Als Mitglied der dritten Bank des Rates nahm er ja auch an der Regierung teil nnd machte seinen Einfluß auf deren Beschlüsse geltend.

Waren die Anschauungen in den kleinbürgerlichen Kreisen in manchen Dingen auch noch befangen und altväterlich, so steckte doch nicht einmal die unterste Schicht der Bevölkerung in dem dichten Nebel des Mittelalters, der, wie man dann und wann lesen kann, die Mauern der alten Reichsstadt umlagert haben soll.

Obwohl Frankfurt keine Weltstadt war, trug es doch in Krönungs- und Meßzeiten ein internationales Gepräge. Und etwas Weltmännisches im Benehmen und Auftreten charakterisierte auch den Frankfurter ersten Ranges. Er besaß dabei kein geringes Selbstbewußtsein, hielt nur Leute aus dem eigenen Luftkreise seines Umgangs für würdig und tauschte mit keinem Fürsten. Wenn einer der würdigen Herren Bürgermeister und Schöffen aus dem Grabe steigen und das Stolze'sche Wort hören könnte: „Wie kann nor e Mensch net von Frankfort sei“, so würde er gewiß wohlgefällig dazu nicken.

Die Bildung der vornehmen Frankfurter aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts trägt einen durchaus französischen Zuschnitt. Viele Herren und Damen dieser Kreise reden und schreiben die französische Sprache geläufig. Eine Reise nach Frankreich

oder Italien gehörte zum guten Ton, ebenso die Begeisterung für französische Mode und Litteratur. Ist ein vornehmer Frankfurter oder eine vornehme Frankfurterin schöngeistig angehaucht, so übersetzen sie wohl ein Drama der französischen Klassiker oder eine rührende Komödie von den damals beliebten Bühnendichtern Destouches, Nivelle de la Chaussee und Mad. de Graffigny. Da ist es denn kein Wunder, daß sich die französischen Offiziere während der Besetzung Frankfurts im siebenjährigen Kriege so gerne in der hiesigen höheren Gesellschaft bewegten, daß jahrelang eine französische Komödie in Frankfurt unter stets erneutem Beifall spielen konnte. Allein diese Vorliebe für das Französische darf keineswegs als Untreue gegen die heimische Eigenart aufgefaßt werden. Sie lag in der Zeit, ebenso wie die Hinneigung des deutschesten aller Fürsten des vorigen Jahrhunderts, Friedrichs des Großen, zur Sprache und Litteratur unserer Nachbarn.

Betrachtet man die Physiognomien vornehmer Frankfurter und Frankfurterinnen aus Goethes Kindheit, so gewahrt man in den Gesichtern der Männer Selbstbewußtsein und sattes Behagen, während sich in den meist hübschen Zügen der fast immer eleganten Damen der Ausdruck heller Daseinsfreude und stolzer Sicherheit widerspiegelt. Daß die Herren ein feines Glas Wein und eine gut besetzte Tafel nicht verschmähten, vielmehr den angenehmen Zugaben des Lebens beigesellten, liest man ebenso gut aus ihren Mienen wie aus den Gesichtern der Damen die Abneigung gegen alles, was den harmonischen Fluß eines schönen gesicherten Daseins stören konnte.

Eine unsichtbare Mauer schied die Schicht der Patrizier von dem guten Mittelstande. Kam man auch zuweilen zusammen in Berührung, schienen sogar manchmal die Grenzlinien verwischt zu sein, so lebten sie doch im Bewußtsein der sozial sich nicht gleichstehenden Personen.

Allein trotz der strengen Abgeschlossenheit des Patriziats war dies doch stets bereit, das Gemeinwesen in ideeller und materieller Weise zu fördern. Großartige Stiftungen von Mitgliedern dieses Standes zeugen noch heute für deren warme Heimatliebe und thatkräftigen Bürgersinn. Gerade in der Mitte

des vorigen Jahrhunderts gehörten dem Patriziate eine Anzahl bedeutender Männer an. Sie waren wie z. B. der Bürgermeister Johann Friedrich Armand von Uffenbach, Goethes väterlicher Freund, weit in der Welt herumgekommen, beherrschten mehrere Sprachen und bethätigten sich aufs eifrigste als Förderer der schönen Künste und Wissenschaften. Ihre Bildung trug einen kosmopolitischen Anstrich und befähigte sie auch Verhältnisse, Menschen und Dinge von einer höheren Warte zu betrachten als von dem engen Gesichtspunkte der lokalen und eigenen Interessen. Ein treffliches Bild eines Frankfurters dieser Art, aber von durchaus französischem Schliff, liefert Goethe im vierten Buche von „Dichtung und Wahrheit" in der Schilderung des kunstsinnigen Schöffen Johann Daniel von Olenschlager, des Kommentators der goldenen Bulle.

Die meiste Tüchtigkeit, Bildung und Intelligenz ist zur Zeit von Goethes Geburt in dem Frankfurter Mittelstande angehäuft. Ein behaglicher Wohlstand, bereits von den Vorfahren geschaffen, erleichterte vielen Familien die Lebensführung und machte es ihnen möglich, ihren Kindern die beste Ausbildung zu geben. So konnte Herr Rat Goethe, dessen Vater doch noch als Handwerksgeselle in Frankfurt einwanderte, in seiner Jugend eine Reise nach Italien machen und sich alle Mittel zum Gewinnen einer umfassenden allgemeinen Bildung gestatten.

An Wissen und Können war also der Frankfurter Mittelstand dem Patriziate überlegen. Gleichfalls scheint dies in moralischer Hinsicht der Fall gewesen zu sein. Denn der unter den Vornehmen herrschende große, mitunter auch etwas frivole Ton hatte damals in den besseren bürgerlichen Kreisen den altväterlichen, manchmal auch durch eine religiöse Richtung genährten Geist strenger Zucht und Sitte noch nicht verdrängt.

Wie in der oberen Schicht, so gab es auch in den mittleren Kreisen Beschützer der Künste und eine große Anzahl Sammler, deren Kabinette oder Mappen die Freude aller Kenner erregten. Wohl hatte auch das bessere Bürgertum, die Frankfurter Beamten miteingezählt, seine Schattenseiten, ließ es hie und da zu viel reichsstädtisches Selbstbewußtsein und allzugroße Neigung für

Besitz und Erwerb durchblicken. Jedoch im ganzen war es eine durch und durch gesunde Atmosphäre, zuweilen still, dann wieder bewegt vom Zeitgeiste, stets aber durchwärmt von der heiteren gemütlichen Fröhlichkeit, die dem Franken eigen ist und die auch hier am Maine den Verkehr der Menschen untereinander erleichterte und belebte.

Man nennt Goethe so oft einen Frankfurter Patriziersohn, allein nicht aus der oberen Schicht Frankfurts, sondern aus dem Bürgertum ist er als dessen höchste Blüte hervorgegangen. Die Vorfahren von Goethes Mutter waren aus Süddeutschland stammende Gelehrte, seine Ahnherren väterlicherseits thüringische Hufschmiede, ein kraftvolles und tüchtiges Geschlecht, aus dessen Wurzeln eine Fülle angesammelter unverbrauchter Kraft in das Wesen des Dichters überging.

Und dieser ist denn auch wirklich von früh an der echte Sohn seines Geschlechts. Das wirkliche Leben fesselt ihn, er streift überall umher, um es in seinen mannigfaltigen Erscheinungen kennen zu lernen und fühlt sich nicht, wie meist die Sprößlinge vornehmer Familien, durch das Volk, sein Leben und sein Treiben abgestoßen, im Gegenteil, dies berührt verwandte Elemente in ihm und zieht ihn mächtig an. Der Gelehrten- und Handwerksfleiß der Vorväter setzt sich in ihm in heißen Wissensdurst um, er lernt Geschichte und Kunst durch die historischen Stätten der Vaterstadt kennen und gewinnt reiche Menschenkenntnis im Umgang mit den verschiedensten Personen aus ihren drei Bevölkerungsschichten, sowie aus dem Verkehr mit Fremden: Kaufleuten, Standespersonen, Malern und Komödianten. Kaum eine andere Stadt hätte den Dichter mit so viel Eindrücken bereichern und ihm daneben doch wieder die Stille zur Bildung seines Talentes gewähren können wie die alte Kaiserstadt Frankfurt.

Auch außerdem wurde dem Knaben und Jüngling viel mehr innerhalb ihrer festen Mauern geboten als man gewöhnlich annimmt. Hier erschienen drei große Tagesblätter, die mit zu den bedeutendsten Zeitungen jener Epoche zählten, nämlich die „Frankfurter Oberpostamtszeitung", das „Frankfurter Journal" und das „Frankfurter Staatsristretto."

Diese Blätter, sowie die kritische Zeitschrift „Die Frankfurter Gelehrten-Anzeigen" wurden in ganz Deutschland gelesen und übten dadurch auswärts auf Litteratur und Politik sowie auch auf den Bildungsstand der freien Reichsstadt einen großen Einfluß aus.

Noch immer war auch Frankfurt eine der Hauptstellen des deutschen Buchhandels. Viele Werke erschienen noch mit der Marke: Frankfurt und Leipzig. Da sehr viel in Frankfurt gelesen wurde, besaß fast jede bessere Familie eine eigene Bibliothek. Die reichhaltige Stadtbibliothek lieferte außerdem dem jungen Goethe, seiner Schwester und seinen Freunden oft den Stoff zu ernsten Studien. Und nun lese man Sätze folgender Art, wie sie die bereits früher erwähnte Goethebiographie enthält: „Durch die Mauern der alten Reichsstadt drang kaum ein Luftzug von den großen Stürmen des Tages, man lebte um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts nicht viel anders als man um die Mitte des siebzehnten gelebt hatte . . . Man las nicht viel, vor allem immer noch die Bibel . . . Die Kanzel spielte eine größere Rolle als das Theater."

Solche Urteile können sich wohl einzig auf verschiedene Stellen in den Briefen des jungen Goethe stützen, der wegen der strengen Zucht des Vaters nach der Rückkehr von Leipzig sich keineswegs wohl in der Vaterstadt fühlte und seinen hiesigen Aufenthalt schon allein um der Trennung von Käthchen Schönkopf willen für eine wahre Verbannung ansah. Ohne vertuschen zu wollen, daß Goethe die Schattenseiten Frankfurts genau kannte, sind solche Aeußerungen doch nur als Ausrufe einer vorübergehenden Stimmung aufzufassen.

Gewiß, in Frankfurt wurden von jeher die Kirchen eifrig besucht, es herrschte hier stets ein guter frommer Sinn. Jedoch, wer deshalb behaupten wollte, die Kanzel hätte hier eine größere Rolle gespielt als das Theater, würde dadurch nur eine geradezu rührende Unkenntnis der wahren Sachlage an den Tag legen.

Obwohl Frankfurt um die Mitte des vorigen Jahrhunderts noch keine ständige Bühne besaß, so gehört es doch zu den Hauptstationen der berühmtesten deutschen Wandertruppen. Die meisten

davon kamen immer wieder, machten hier glänzende Geschäfte und priesen die alte Kaiserstadt in allegorischen Festspielen als freundliche Beschützerin der heiteren und tragischen Muse.

Auch das musikalische Leben erhob sich gerade in Goethes Kindheit und erster Jugend zu neuem Aufschwung. Damals leitete der Kapellmeister Fischer die oft großartigen musikalischen Aufführungen in den Kirchen und bei der Krönung Josef II. (1764). Fischer, ein feiner Kenner der italienischen Musik, veranlaßte auch italienische Solisten, hier Konzerte zu geben, oder sich zur Aufführung von „Intermezzi", kleiner Operetten, zu vereinigen. Zu jener Zeit gab man in Patrizier- oder besseren Bürgerkreisen schon oft Hauskonzerte. So wirkte der neapolitanische Sänger Maggiore, der 1764 hier eine italienische Operntruppe leitete, oft mit seiner Frau und Tochter bei den musikalischen Aufführungen im Uffenbachischen Hause mit. Diesen Konzerten dürfte der kleine Goethe sicher beigewohnt haben.

Doch nicht nur die Musik und das Theater, dessen eifriger Besucher der Dichterknabe bereits mit 10 Jahren war, trugen ihm eine Fülle von Anregungen zu; auch die Werkstätten der Frankfurter Maler wurden für seine künstlerische Entwickelung von großer Bedeutung. Hier wurde sein angeborener Formtrieb unbewußt gemodelt, hier vertiefte sich sein Hang zu inniger Naturbetrachtung und hier wuchs jene leidenschaftliche Liebe für die Erzeugnisse aller Künste, die den Knaben in die Kabinette der Frankfurter „Liebhaber" sowie in die hiesigen Kunstauktionen trieb und den gereiften Dichter selbst zum Sammler heranbildete.

Wohin auch der Knabe in der Vaterstadt wanderte, überall umrauschten ihn die Wogen eines hochgesteigerten Kulturlebens. Am Maine beobachtete er die Ankunft der Marktschiffe und den Mechanismus der Krahne, in Meßzeiten die Buden und das Leben und Treiben des Volkes, im Herbste nahm er Teil an Jubel und Lust der Weinlese. Auch die mit der Eröffnung der Messe verbundenen, althergebrachten Feierlichkeiten, die Vorgänge im Römer, besonders aber das Gedränge zu den bürgermeisterlichen Audienzen fesselten in hohem Grade Wolfgangs Aufmerksamkeit und ließen ihn oft den Vorteil, Enkel des Stadtschultheißen

zu sein, tüchtig ausnutzen. Und welchen Genuß gewährte es dem Knaben, die historischen Gebäude der Vaterstadt, die ummauerten Klosterbezirke, die burgartigen Räume, die Brücken, Wälle und Gräben, womit die Stadt umschlossen war, eingehend zu betrachten! Wie gerne und oft ging er auf der inneren Stadtmauer herum, wo er weit hinaus in Gärten und Felder, sowie nach dem Gebirge und nahe tausenden von Menschen, Reichen wie Armen, in ihre „abgeschlossenenen, verborgenen häuslichen Zustände blicken konnte." Daneben lernte der Knabe und Jüngling die schreienden Gegensätze von stillem wohllebigem Behagen und drückender sozialer Engheit durch den häufigen Besuch der Judengasse kennen. Hier beobachtete er auch den meist lärmenden Handelsverkehr in dem alten engen Ghetto, sowie die malerischen Gruppenbilder, die orientalischen Gesichter und Trachten, die alttestamentlichen Gestalten und Gebräuche.

Ueber alle Vorgänge, die sich an die historischen Oertlichkeiten knüpften, war Goethe durch die alten Chroniken genau unterrichtet; der ethischen Bedeutung der Volksfeste spürte er nach, und auf die pomphaften Einzelheiten der Krönung bereitete er sich unter Leitung des Vaters durch das Studium der Krönungsdiarien vor. Also eine überwältigende Fülle von Eindrücken aller Art stürmte auf den Knaben ein. Für ein Kind von gewöhnlicher Fassungskraft wäre es fast zu viel gewesen. Allein Wolfgangs geniale Anlagen bewältigten alles und bauten sich bereits frühe eine Schatzkammer, gefüllt mit unauslöschlichen Bildern und Erfahrungen. Daneben bereicherte die trauliche heimische Mundart seinen angeborenen Sprachschatz mit kräftigen Wendungen, mit volkstümlichen Kernworten und Sprüchen. Sie gab auch seiner eigenen Ausdrucksweise Färbung und Klang, die sich nie ganz verwischten und gleichsam zum Heimatscheine wurden, der Jedem seine Abstammung alsbald verriet.

Doch nicht nur mit vielerlei Anregungen, nein, auch mit der nötigen Ruhe bedachte die Vaterstadt ihren großen Sohn. In dem traulichen Vaterhause, auf kleineren und größeren Spaziergängen in die schöne Umgebung Frankfurts, verwandelte sich die Unruhe des jungen erregten Gemütes wieder in Frieden, war es

Wolfgang zu Mut „als ob er in einem stillen Thale geboren wäre." In Feld und Flur, im Frankfurter Wald und auf den nahen Taunusbergen befriedigte er seinen regen Natursinn, empfand er schon frühe das warme Sonnenlicht, den silbernen Nebelglanz des Mondes, das Geflüster der Bäume, das Rauschen des Baches und den Gesang der Vögel als wundersame Offenbarungen der Poesie. Die Sehnsucht nach dem sonnigen Himmel der Heimat, der heiteren Maingegend und ihrer fröhlichen Bevölkerung begleitet den Dichter durchs ganze Leben.

Würde es besser für Goethe gewesen sein, wenn er in einer anderen Stadt zur Welt gekommen wäre? Oder können wir dem gereiften Dichter Recht geben, der es dankbar als eine gnädige Fügung des Schicksals betrachtete, daß er in der alten Kaiserstadt geboren wurde, die für die Entwickelung seiner Eigenart so viele günstige Elemente bereit hielt und ihm namentlich Ehrfurcht vor dem Gewordenen, Bestehenden und Erprobten einflößte? Diese Anhänglichkeit an würdige Gegenstände, von den Eltern gleichfalls genährt und gepflegt, wurde eine der reichsten Quellen für Goethes spätere geistige Zeugungen. Sie gab auch dem Menschen, der dazu bestimmt war, mächtige weitgehende Wirkungen auf seine Zeitgenossen auszuüben, frühe einen festen inneren Halt.

Auf tausendfältige Weise streute also die Vaterstadt Samen in das Gemüt des werdenden Dichters. Die altväterliche Stille und Stimmung des Vaterhauses aber hielt die geweckten Kräfte zusammen, sie bewahrte dieselben vor Zersplitterung und Verflüchtigung und gewöhnte den bereits frühe in ungemessene Weiten strebenden Geist an heilsame Gebundenheit und einsichtsvolle Beschränkung.

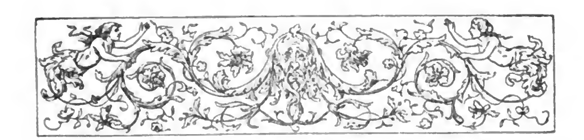
Alles in Allem genommen, darf man gewiß mit stolzer Freude anerkennen, daß gerade der Boden der alten Reichsstadt Frankfurt mehr als irgend ein anderer geeignet erschien, dem Kerne und Keime des künftigen Baumes für spätere Frucht die rechte Nahrung zuzuführen. Die Wurzeln und Wurzelfasern des jungen Stammes waren vollgesogen, sein dichtes Geäste strotzte von Triebkraft, als er gerade noch rechtzeitig in eine andere Erde verpflanzt wurde.

Gewiß soll im Hinblick auf Goethes Gesamtentwickelung Frankfurt nicht auf Kosten Weimars über Gebühr hervorgehoben werden, allein es ist doch daran zu erinnern, daß der junge Frankfurter Dichter, der Verfasser des „Götz“ und des „Werther“ bereits der berühmte Goethe war, der auch bei der Uebersiedelung nach Weimar 1775 den angehäuften Stoff zu seinen größten Schöpfungen aus der Vaterstadt in die zweite Heimat mithinübernahm.

Und bei dem genialen Knaben Wolfgang, dem Jüngling voll quellender Schöpferkraft, heiterer Sorglosigkeit und fröhlichen Glaubens an Welt und Menschen verweilen wir Frankfurter in diesem Jubiläumsjahre so gerne! Es sind ja die seligen Jahre, in denen Goethes Genius zu glücklichem Fluge die Schwingen spannte, erste Liebe und Freundschaft ihn beglücken und Kälte, Anfeindung und Philisterei noch nicht mit „eisernen Reifen sein Herz eingefaßt hatten“. Als ihn an der Grenze des Alters einst die Erinnerung an diesen glücklichen Frankfurter Lebenslenz überwältigte, da entquollen seiner Seele in wehmütiger Stimmung die von heißem Begehren nach Jugendlust und Jugendglück durchbebten Verse im Vorspiel zum Faust:

So gieb auch mir die Zeiten wieder
Da ich noch selbst im Werden war,
Da sich ein Quell gedrängter Lieder
Ununterbrochen neu gebar,
Da Nebel mir die Welt verhüllten,
Die Knospe Wunder noch versprach,
Da ich die tausend Blumen brach,
Die alle Thäler reichlich füllten.
Ich hatte nichts, und doch genug,
Den Drang nach Wahrheit und die Lust am Trug.
Gieb ungebändigt jene Triebe,
Das tiefe schmerzenvolle Glück,
Des Hasses Kraft, die Macht der Liebe,
Gieb meine Jugend mir zurück!





II.

Goethes Eltern.

Sobald Goethe in „Dichtung und Wahrheit", in Briefen oder bei sonstigen Anlässen auf seine Anfänge zurückblickt, erkennt er freudig und bescheiden das ihm von den Vätern überkommene Erbteil und die vielfachen günstigen Einflüsse an, die sich mit den ursprünglichen Anlagen innig verschmolzen und die frühe geistige Reife des Jünglings fast wie ein Ergebnis glücklicher Umstände erscheinen lassen. Alles glaubte der Dichter den Elementen, aus denen er geworden, bedeutenden Vorgängern und großen Mitlebenden schuldig zu sein. Für sich nimmt er nichts in Anspruch als „die offene Seele, die das Wahre sucht und sich gerne bildet" und die Energie und den Willen zur Erreichung des Höchsten. Von dem „geheimen Formtriebe" des Genies, der das Ererbte und Angepaßte nach besonderen Gesetzen in ihm ummodelte, spricht der Dichter höchst selten, und geschieht es einmal, dann stets mit einer ruhig sachlichen Bescheidenheit. Für Goethes hohe Schätzung der ererbten Gaben zeugt am besten der bekannte schalkhafte Vers

„Vom Vater hab ich die Statur,
Des Lebens ernstes Führen,
Vom Mütterchen die Frohnatur
Und Lust zu fabulieren.
Urahnherr war der Schönsten hold,
Das spuckt so hin und wieder;

Urahnfrau liebte Schmuck und Gold --
Das zuckt wohl durch die Glieder.
Sind nun die Elemente nicht
Aus dem Komplex zu trennen,
Was ist denn an dem ganzen Wicht
Original zu nennen?"

Wie war nun das Menschenpaar beschaffen, von dem so Vieles auf den großen Sohn in Fleisch und Blut überging? Am 20. August 1748 verheiratete es sich, keineswegs aus inniger Herzensneigung, vielmehr im Hinblick auf die gegenseitig durch diese Verbindung gewonnenen äußeren Vorteile. Die siebzehnjährige, in altväterlicher Abhängigkeit von den Wünschen der Eltern erzogene Braut, mag zweifellos durch diese zu der Ehe bestimmt worden sein, jedoch bei völlig freiem Herzen auch keine Bedenken getragen haben, dem gelehrten, würdigen und sehr wohlhabenden Manne ihr Schicksal anzuvertrauen. Später hat es Frau Rat Goethe offen bekannt, daß sie bei ihrer Eheschließung noch gar nicht wußte, was sie eigentlich that, und für ihr Herz erst etwas gewann, als sie den kleinen Wolfgang in den Armen hielt.

Der junge Ehegatte, eben achtunddreißig geworden, besaß eine stattliche Erscheinung. Den Bildern nach zu urteilen, muß sein damaliges Äußere mit dem des Sohnes, als dieser etwa vierzig Jahre zählte, große Ähnlichkeit gehabt haben, obgleich bei dem Dichter freilich durch den geistig belebten Ausdruck alle Formen verfeinert und veredelt erschienen. War auch Grund genug vorhanden, ein blühendes, anmutiges Geschöpf wie Elisabeth Textor zu lieben, so wurde Johann Kaspar Goethe bei seiner Wahl doch in erster Linie von dem Ansehen der Familie Textor bestimmt. Als Sohn eines bürgerlichen Geschlechtes, der durch seine Bildung eine höhere Staffel als die Vorfahren erstieg, war es wichtig für Johann Kaspar Goethes gesellschaftliche Stellung, eine Tochter aus besserem Hause heimzuführen. Wer hätte ihm deshalb zur Lebensgefährtin geeigneter erscheinen können, als die älteste Tochter des Frankfurter Stadtschultheißen, die zu ihrer guten Herkunft auch noch eine schöne Äußerlichkeit, ein gutes, warmes Herz und ein liebenswürdiges, heiteres Wesen

besaß. Und der gereifte Mann durfte, obschon dem Handwerkerstande entstammend, die Werbung um das reizende Mädchen kühn wagen. Er besaß ja den Titel eines kaiserlichen Rates, stand also mit den ersten Würdenträgern der Vaterstadt in gleichem Range, und verfügte über ein bedeutendes Vermögen.

In das alte, etwas düstere Haus auf dem großen Hirschgraben, das Goethes Vater 1755 so umbaute, wie es jetzt noch dasteht, kam neues Leben, als die heitere, schlankgewachsene Schultheißentochter mit dem anmutigen Stumpfnäschen und den lachenden, braunen Augen dessen Schwelle als Hausfrau überschritt. Seither war es sehr stille in den engen, altmodischen Stuben gewesen. Wohnte doch bis dahin außer dem kaiserlichen Rat selbst nur noch dessen Mutter, eine über achtzigjährige Greisin, in dem Hause. Sie war eine sanfte, ruhige und wohlwollende Frau, deren Reinlichkeits- und Ordnungssinn besonders stark ausgeprägt erschien. Wie Wolfgang sich später noch erinnerte, ging die Großmutter immer ganz weiß gekleidet. Die Heirat des Sohnes beglückte die Greisin sehr. Sie behielt jedoch bis zu ihrem 1753 erfolgten Ende die Leitung des Hauswesens in Händen und stand mit der fügsamen Schwiegertochter stets aufs beste. Frau Kornelia war es wohl auch, die dieser nach Wolfgangs schwerer Geburt die bedeutungsvollen Worte zurief: „Rätin, er lebt!“ und sie schenkte später dem Enkel das heute noch erhaltene Puppentheater, dessen Besitz seine Phantasie frühe zu schöpferischen Gestalten anregen sollte.

Wie gut die blutjunge und die steinalte Frau zusammenstanden, beweist am besten ein Zug, den man der letzteren nacherzählt. Als sie sich dem Tode nahe fühlte, soll sie, wahrscheinlich im Hinblick auf die große Sparsamkeit des Sohnes, der Schwiegertochter heimlich 200 Dukaten als Notpfennig gegeben haben. Frau Rat lieferte dies Geld dem Gatten getreulich ab, sah es aber freilich niemals wieder.

Welche Stimmungen im ersten Jahre der Ehe bei Frau Rat Goethe vorherrschten, weiß man nicht. Wenn man aber bedenkt, daß sie bis dahin mit jüngeren Geschwistern und einer

gleichfalls noch sehr jungen, heiteren Mutter fröhlich zusammenlebte, so kann man sich bei der nach wie vor strenggeübten Abgeschlossenheit des jungen Ehemannes und der damit verbundenen starren Regelmäßigkeit in der Erledigung der vorgesetzten Tagesgeschäfte gut vorstellen, daß ihr der Übergang nicht leicht wurde. Entbehrte sie doch außer dem großen schönen Garten des väterlichen Hauses auf der Friedbergergasse noch gar Manches, das ihr Leben seither beglückt und verschönt hatte.

Große Kenntnisse besaß die junge Frau nicht, im Gegenteil, sie war im Vergleich zu den meist von französischen Gouvernanten erzogenen Töchtern vieler besserer Familien mangelhaft gebildet zu nennen. Augenscheinlich nur dürftig in den Elementarfächern unterrichtet, verstand sie auch keine fremde Sprachen und spielte nur ein bißchen Klavier. Erst in der Ehe, meist in Gemeinschaft mit ihren Kindern, holte sie das Versäumte nach, entwickelten sich auch die Gaben ihres reichen Gemütes und ihr Charakter.

Daß sie als Kind nicht mehr gelernt hatte, hat Frau Rat später oft bedauert, allein ihre freie, durch keine fremden Einflüsse bestimmte Erziehung betrachtete sie bis in ihr Alter als ein großes Glück. Wer die Gedanken der Dichtermutter über weibliche Bildung ungefähr kennen lernen will, lese die Worte der Olympia in der ersten Fassung von Goethes Singspiel „Erwin und Elmire“. Über ihre eigene Erziehung urteilte Frau Rat in einem späteren Briefe folgendermaßen:

„Gott hat mir die Gnade gethan, daß meine Seele von Jugend auf keine Schnürbrust angekriegt hat, sondern, daß sie nach Herzenslust hat wachsen und gedeihen, ihre Äste weit ausbreiten können und nicht wie die Bäume in den langweiligen Ziergärten, zum Sonnenfächer ist verschnitten und verstümmelt worden.“

Im Anfang der Ehe versuchte Rat Goethe die Lücken in der Bildung seiner Frau durch eigenen Unterricht auszufüllen. Sie lernte denn auch Manches bei ihm, namentlich in der Musik und in der italienischen Sprache. Da der Gatte jedoch durch kein Amt in Anspruch genommen war und über alle seine Zeit

frei verfügte, mutete er der jungen Frau oft zu viel zu und quälte sie und später seine Kinder durch pedantische Genauigkeit in oft ganz unwesentlichen Dingen.

Rat Goethe, gerade nicht glänzend mit Geistesgaben ausgerüstet und besonders der Phantasie entbehrend, hatte sich sein reiches Wissen nur durch eisernen Fleiß und nie rastende Ausdauer angeeignet. Auf dem Gymnasium in Koburg vorgebildet, besuchte er die Universitäten Leipzig und Gießen, um Jura zu studieren und erwarb sich in der letzteren den Doktorgrad mit einer gediegenen Abhandlung. Dann arbeitete er eine zeitlang als Praktikant am Reichskammergericht in Wetzlar und wollte später ohne Gehalt in Frankfurt zunächst ein untergeordnetes städtisches Amt übernehmen, falls man es ihm ohne die übliche Ballotage erteilen würde. Darauf gingen die Väter der Stadt nicht ein, was den stolzen Mann derartig verletzte, daß er schwur, nie einen städtischen Posten anzunehmen. Um aber wenigstens äußerlich eine Stellung zu besitzen, verschaffte er sich von Kaiser Karl VII. den Charakter eines Rates. Die Begierde, sein Wissen zu erweitern und fremde Länder kennen zu lernen, trieb Johann Kaspar Goethe 1740 nach Italien, Holland und Frankreich. Bereichert mit Eindrücken und Erinnerungen aller Art, kehrte er nach längerer Abwesenheit wieder heim.

Der Rückblick auf den Aufenthalt in Italien wurde für Goethes Vater eine Quelle dauernden Genusses. Er hatte sich von dort eine Naturaliensammlung mitgebracht, die er gern zeigte, und belebte seine liebsten Erinnerungen an dem Anblick der römischen Prospekte, in Kupfer gestochener Darstellungen merkwürdiger Bauten und Plätze der ewigen Stadt. Diese Bilder drückten sich tief in das Gedächtnis des Dichterknaben und ließen Italien auch bereits frühe das Ziel seiner Sehnsucht werden. Als er dies erst nach langen Jahren erreichte, gedachte der gereifte Mann auf manchen Wanderzügen seiner italienischen Reise mit tiefer Rührung des Vaters, dessen frühe Vorbereitung für diese Fahrt erst jetzt ihre goldenen Früchte zeitigte.

Was Herr Rat Goethe an Kenntnissen und Erfahrungen erworben hatte und in nie rastendem Fortbildungstriebe noch täg-

lich dazu erwarb, das teilte er stets gerne seiner Familie mit. Er war überhaupt, wie sein Sohn sagt, „lehrhafter Natur“ und leitete ja auch den Unterricht Wolfgangs und dessen jüngerer Schwester Kornelia bis zu einem gewissen Zeitpunkte ausschließlich selbst. Anregend mag dieser Unterricht für den lebhaften Dichterknaben allerdings nicht gewesen sein, er erzog ihn aber zur Geduld und Gründlichkeit in allen Dingen, nötigte ihn, alles Begonnene zu vollenden und setzte der bereits frühe und auch noch später hervortretenden Neigung Wolfgangs zum Abschweifen heilsame Grenzen.

Während sich der Sohn mit der Mutter wortlos verstand, fühlte er sich oft nicht wohl in der Nähe des Vaters. Seine Schwierigkeit, seine „unglaubliche Konsequenz und eherne Strenge“ im Durchsetzen des Angestrebten, dazu die allzu knappe Art seiner Äußerungen bedrückten den Knaben und löschten oft jede heitere Regung im ersten Aufglühen in ihm aus. Jedoch auch der Vater stand seinem Sohne manchmal hülflos gegenüber; denn ihm fehlte das der Mutter angeborene Verständnis für die ersten Aeußerungen einer genialen, nicht in die alltägliche Schablone passenden Natur. Auch Kornelia Goethe lebte oft in stillem und lautem Kampfe mit dem Vater, dessen herrische Pedanterie ihr besonders während des Bruders Aufenthalt in Leipzig schöne Jugendtage verbitterte.

Von früh an schlossen die Geschwister mit der Mutter „in Stunden der Eingezogenheit und Mühe“ ein stilles Schutz- und Trutzbündnis gegen den Vater, der ihnen „durch das Versagen natürlicher Freuden“ als harter Gegner, ja oft sogar als rücksichtsloser Tyrann erschien. Und doch schlug unter der etwas rauhen Rinde ein weiches, liebevolles und der größten Aufopferung fähiges Herz! Alles, was Rat Goethe that, selbst das Verkehrte, geschah in der Absicht, die Kinder, besonders aber den begabten Sohn, zu fördern und ihn zu einer ernsten Lebensführung heranzuziehen. Wie liebevoll hat er nicht jedes Blättchen von Wolfgang gesammelt, selbst unvollkommene Zeichenskizzen sorgfältig mit Linien umzogen und dessen erste poetische Versuche aufbewahrt! Immer hat er etwas für den

Sohn zu thun, bald klebt er Briefe von ihn behutsam in ein Heft, bald ordnet er seine zurückgelassene Manuskripte und ermahnt ihn, wenn er auswärts ist, in langen Episteln zum Guten. An einem guten Wechsel für Leipzig und Straßburg ließ er es gleichfalls nicht fehlen. Und wie rührend besorgt zeigt er sich 1768 während der schweren Erkrankung des Sohnes! Mit welcher Hingabe unterstützte er auch den jungen Doktor, als dieser während seiner Frankfurter Advokatenzeit ganz andere Dinge im Kopfe trug als die leidigen Rechtshändel seiner Klienten!

Eine bequeme Persönlichkeit für die Familie, eine fesselnde Erscheinung für die meisten Menschen war Rat Goethe nicht, trotzdem darf er und hauptsächlich im Vergleich mit seinem berühmten Sohne nicht unterschätzt werden. Eigentlich hat er nur für diesen gelebt, ist sein ganzes Dasein Vorarbeit für eine bedeutendere Existenz als die seinige gewesen.

Da er eine durch und durch treue und ehrliche Natur besaß, war Goethe, der Vater, ausdauernd in der Liebe wie im Haß und ehrenfest in allen seinen Handlungen. Als Republikaner und unabhängiger Mann ist er stolz und zurückhaltend gegen Vornehme, gut und nachsichtsvoll gegen Geringe. Nüchtern in allen sonstigen Anschauungen, vertritt er seine politischen Ansichten, besonders seine Verehrung für Friedrich den Großen mit geradezu leidenschaftlicher Heftigkeit. Dies bringt ihn längere Zeit in schroffen Gegensatz zur kaiserlich gesinnten Familie seiner Frau und reißt ihn während der französichen Besatzung Frankfurts zu Äußerungen gegenüber dem in seinem Hause wohnenden Königsleutnant Graf Thoranc hin, die ihm teuer zu stehen gekommen wären, wenn der einsichtsvolle Franzose nicht Rücksicht auf die geängstigte Familie genommen hätte.

Sehr sparsam im eigenen Hause blieb der Herr Rat stets, doch wurde er es mit dem zunehmenden Alter mit jedem Jahre mehr. Als Wolfgang über Nacht ein berühmter Mann wurde, und anfangs der siebziger Jahre viel litterarische Einquartierung ins Goethehaus kam, mußte Frau Rat trotz aller Ehren oft im Stillen manches durchmachen. Der Ruhm des Sohnes kostete den Vater viel Geld und leerte auch die Fässer voll köstlichen

Weines in seinem Keller. Das that dem Hausherrn desto weher, weil er noch ein fröhliches Gesicht dazu machen mußte und eigentlich nie gewöhnt gewesen war, sich sehr zu beherrschen und anders zu geben, wie er eigentlich fühlte. In seinen zehn letzten Lebensjahren wurde er infolge eines körperlichen Leidens immer schwerer zu behandeln, so daß Frau Rat nur durch ihr Gottvertrauen und ihren heiteren Mut den Kopf immer oben behielt. Den Sohn nannte er zu jener Zeit bewundernd „einen singularen Menschen,“ er war stolz auf ihn, verstand ihn auch bis zu einem gewissen Grade, hatte aber doch wohl öfters ihm gegenüber das bange Gefühl des Hausvogels, der neben sich von derselben Erdscholle plötzlich kühn und pfeilschnell eine Lerche trillernd ins Blaue steigen sieht.

Im Vergleiche zu den von der Hand der Frau Rat erhaltenen Schriftstücken, namentlich Briefen, sind verhältnismäßig wenig briefliche Mitteilungen oder sonstige Aufzeichnungen von Goethes Vater auf unsere Tage gekommen. Was von ihm noch vorhanden ist und weitere Aufschlüsse über sein Denken und Empfinden geben könnte, in erster Linie die genaue Beschreibung seiner italienischen Reise, harrt zum Teil noch der Veröffentlichung. Doch auch schon jetzt ist es möglich, den bisher oft verkannten Vater des großen Genius in rechter Weise zu würdigen.

Summa summarum, wie Frau Rat Goethe beim Abschluß eines Urteils zu sagen pflegte, der alte Goethe besaß zwar eine nüchterne, vom Verstande beherrschte und von engbürgerlichen Anschauungen durchdrungene Natur, aber er war ein braver und kernhafter Mann von großem Scharfblick in allen Dingen des Lebens. Als rechtes Gegengewicht für die freie geniale Natur Wolfgangs ging vom Vater Ordnungsliebe, Sicherheit, Fleiß, Ausdauer, Bedachtsamkeit und ökonomisches Talent auf den Sohn über. Je älter der Dichter wurde, desto mehr treten die Charakterzüge des kaiserlichen Rats in ihm hervor, steigert sich auch die Anerkennung für dessen unberechenbaren Einfluß auf seine geistige Entwickelung.

Von der Mutter freilich, der ächten heiteren Frankfurterin, sollte dem Sohn die wertvollste Erbschaft zu teil werden. Alles

Feine und Edle in seiner Natur, die Gemütstiefe und reiche poetische Veranlagung stammt von ihr, ja vieles war gewissermaßen in ihrem eigenen Innern bereits vorgebildet. Durch das Hinzutreten weicherer Elemente in „den festen Ton" paarte sich in Goethes Seele das Strenge mit dem Zarten, das Starke mit dem Milden und gab einen vollen guten Klang. Aus Frau Aja's (so wurde sie nach der Mutter im Volksbuch „Die vier Heimonskinder" genannt) Adern strömte auch das Feuer der Empfindung in das Herz des Dichters, von ihr empfing er die Fähigkeit, sich für alles Große, Gute und Schöne zu begeistern. Sie, die lebhafte und im Gegensatz zu dem abgeschlossenen Gatten gesellige Frohnatur mit dem unerschöpflichen Kapital volkstümlichen Mutterwitzes, sie vermacht dem Sohne den feinen geistreichen Humor und die Gabe, mit Menschen aller Art gut auszukommen und den Wert selbst der unscheinbarsten und geringsten Persönlichkeit sofort zu erkennen und richtig zu schätzen. Der Ausspruch Schopenhauers, daß das Kind zumeist seine geistige Begabung von der Mutter ererbe, sieht man bei Berühmtheiten unseres Volkes häufig bestätigt, jedoch kaum noch einmal so glänzend wie bei dem großen Sohne Frankfurts. Frau Rat Goethe erkannte schon frühe die seltene geistige Veranlagung Wolfgangs. Sie spielte bei den Vorstellungen auf dem Puppentheater mit, sie nährte die bewegliche Einbildungskraft des Wunderknaben durch das Erzählen von Märchen und suchte seinen geradezu unersättlichen Drang nach immer neuen Eindrücken daheim und auf Spaziergängen mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln zu befriedigen. Da der Vater oft nicht begriff, wie schnell Wolfgang alle Eindrücke in sich verarbeitete und dem vermeintlichen Hang zur Oberflächlichkeit bei dem Sohne keinen Vorschub leisten wollte, erteilte er strenge Weisungen, die allerdings die treuen Verbündeten durch das Vermittelungsgeschick der Mutter oft glücklich zu umgehen vermochten.

Um schroffe Zusammenstöße zu vermeiden und dem Vater unnötige Erregungen und Befürchtungen zu ersparen, war Frau Rat Goethe gezwungen, sich schon sehr frühe in der schweren Kunst des Vermittelns und Vertuschens zu üben. Als Wolfgang

heranwuchs und sich im Krönungsjahre 1764 in allerlei Verirrungen verstrickte, als er 1768 krank von Leipzig zurückkehrte und später noch bei mancherlei Anlässen war es die Mutter, deren Hand immer wieder geschickt den Mantel der Liebe über Ecken, Kanten und Spitzen warf, „damit Vater und Sohn nicht hart aneinander prallen konnten."

Ebenso genau wie Frau Rat das innere Leben des Sohnes begriff, verstand sie auch dessen geistige Schöpfungen. Stets wußte sie, was er meinte und anstrebte. Während Gelehrte, Philosophen und Kritiker sich über Goethes Absichten stritten, bildete sie nach Ansicht Bettinas „ein lebendiges Beispiel dafür, wie dieser aufzufassen sei." Allein trotzdem sich das „Mütterchen", wie Goethe sie mit zärtlichem Verkleinerungsworte oft nennt, immer wieder neu für die Werke des Sohnes begeisterte, preist sie doch diesen nicht als den einzigen deutschen Dichter. Auch von Schillers Größe ist sie hingerissen, sie jubelte über den Freundschaftsbund der beiden Männer und ruft ihnen zu, als diese von einigen Kritikern hart angegriffen wurden und gleichgültig dagegen blieben: „Schiller und Du macht mir eine unaussprechliche Freude, daß Ihr auf all den Schnick-Schnack von Rezensierer Gewäsche nicht ein Wort antwortet.... Fahrt in diesem guten Verhalten immer fort. Eure Werke bleiben für die Ewigkeit."

Frau Rat liebte die Menschen. „Sie hatte die Gnade von Gott, daß keine Menschenseele, weß Standes, Alters und Geschlechtes sie auch sein mochte, mißvergnügt von ihr ging." Daneben „bemoralisierte sie niemand, sie suchte immer die guten Seiten auszuspähen und überließ die schlimmen Dem, der die Menschen schuf und es am besten versteht, die Ecken abzuschleifen." Soll sie sich über einen Fall aussprechen, den sie nicht näher kennt, so erinnert sie schalkhaft daran, „daß selbst der weise Salomon die Akten gelesen haben muß, ehe er richtig urteilen kann," und hat sie etwas Unangenehmes zu erledigen, „so verschluckt sie den Teufel ohne ihn lang zu begucken." Junge Leute, namentlich junge Mädchen, stehen ihrem Herzen besonders nahe. Stets aber war es „eine wahre Wollust" für sie, große Männer um sich zu sehen. Auch Kinder entzücken ihre Froh-

natur. Als echte Frankfurterin nennt sie dieselben: „goldige Moppelcher".

Gefühlsüberschwang und süßliche Schwärmerei, die während der Wertherzeit auch in Frankfurt viele Gemüther ergriffen, waren der frischen, ursprünglichen Natur dieser Frau zuwider. Mit Bruder Martin im Götz von Berlichingen aber ruft sie: „Fröhlichkeit ist die Mutter aller Tugenden". Geduldig trägt Frau Rat die Grillen des alternden Gatten und verschiedene Schicksalsschläge, in erster Linie den frühen Tod der einzigen Tochter. Da sie in tiefer echter Religiosität alles, was geschieht, auf unmittelbare göttliche Einwirkung zurückführt, beugt sie sich demütig in schweren Sorgen „und verlernt es zu murren und zu knurren".

In dem Charakter der Frau Rat zeigt sich ein eigentümlicher Zug, der auch auf den Sohn überging, nämlich die zarte Scheu vor gewaltsamen und heftigen Eindrücken. Man erzählt sogar, sie habe beim Mieten ihrer Bediensteten die Bedingung gestellt, ihr nie etwas Unangenehmes, Beunruhigendes oder Schreckhaftes zu erzählen. Wie niemand es unternehmen wollte, Goethe den Tod Schillers mitzuteilen, so verschwieg man ihr im Jahre 1805 die schwere Erkrankung des Sohnes. Obwohl Frau Rat nichts davon merken ließ, ahnte sie aber die Gefahr, in der ihr Sohn schwebte. Und wahrscheinlich hat sie in dieser schweren Zeit in unerschütterlichem Gottvertrauen oftmals die Bibel aufgeschlagen und in zufällig ihr ins Auge fallenden Sprüchen Trost für die bangen Fragen ihres Herzens gesucht. Das that sie ja auch im Herbste 1768 als Wolfgang dem Tode nahe war und ihr Kummer sich durch das Aufschlagen des Spruches in freudige Hoffnung umwandelte: „Man wird wieder Weinberge pflanzen auf den Bergen von Samaria, pflanzen wird man und dazu geigen."

Frau Rat Goethe war eine große Freundin des Theaters, ihre Briefe enthalten eine Menge Aussprüche aus Dramen, die sie in der Kindheit oder später auf der Frankfurter Bühne dargestellt sah. Dabei las sie ungemein viel und führte einen lebhaften Briefwechsel mit allen möglichen, sogar fürstlichen Personen. In ihrem Schreibpult sah es aus, „wie im Himmel.

Alle Rangordnung war aufgehoben, die Briefe von Hohen und Geringen, Frommen, Zöllnern und Sündern lagen bunt durcheinander auf einem Haufen."

Kaum ist einer Frau mehr verdiente Verehrung entgegengebracht worden als der Mutter Goethes. Wieland nennt sie die „Königin aller Weiber und eine Krone ihres Geschlechtes." Herzog Georg von Mecklenburg wundert sich nicht darüber, daß sie Goethe gebar und dessen Schwester, die unvergeßliche Königin Luise, die in ihrer Jugend einmal im Goethehause wohnte, benutzte jeden Anlaß, um der alten Rätin ihre Verehrung versichern zu lassen. Doch das ihr zahlreich auch noch von anderer Seite gespendete Lob macht sie nicht stolz. Sie bleibt stets bescheiden, bewahrt selbst im Umgang mit Großen ihre innere Freiheit und „läßt sich den Schnabel aus demütiger Ergebenheit nicht feilen." Der Herzogin Amalia von Weimar schreibt sie von „aristokratischen Gänsern" und von einem Hofrat, „der so dumm ist wie ein Heupferd und dazu aussieht wie der Teufel vor der siebten Bitte im kleinen lutherischen Katechismus." In fremde Angelegenheiten mischte sich die Dichtermutter nicht, doch wenn sie gefragt wurde, sagte sie ehrlich ihre Meinung, auch berühmten Männern. Lebte sie doch der Überzeugung, daß dies die klugen Herren nicht schände, „da ja sogar vor Zeiten einmal ein Esel einem Propheten einen guten Rat gegeben habe."

Überzeugt, daß Gott ihr in dem genialen Sohne eine unverdiente Krone zufallen ließ, ist Frau Rat Goethe am 13. September 1808 in ihrem 78. Lebensjahre nach kurzem Leiden sanft hinübergeschlummert.

Was die Zeitgenossen schon an dem Dichter bewunderten, was uns Nachlebenden hauptsächlich dessen Briefe klar zum Bewußtsein bringen, ist die großartige Toleranz, die Goethe menschlicher Verschiedenheit entgegenbringt. Schon der Jüngling ist ein gerechter und milder Beobachter anderer. Er begreift alle Naturen, spottet nie über Sonderbarkeiten und wahrt jedem Einzelnen sein gutes Recht. Zu dieser milden und schonsamen Auffassung erzog ihn bereits frühe das Verhältnis zu seinen Eltern. Beide waren grundverschiedene Charaktere, deren innerste

Neigungen nicht übereinstimmten, sich vielmehr gegenseitig widerstrebten. Dem Knaben entging dies nicht, allein kindliche Ehrfurcht ließ ihn Vater und Mutter in ihrer Eigenart voll würdigen und erzog ihn so schon frühe zur allgemeinen Menschenliebe.





III.

Der zwanzigjährige Goethe.

Die letzten Monate des Jahres 1768 brachten viele bitterkalte und stürmische Tage, so daß der Aufenthalt in sonnigen Zimmern den Frankfurtern zur besonderen Wohlthat gereichte. Der junge Goethe fühlt das auch in der Giebelstube des Vaterhauses, deren drei tiefe Lukenfenster nach Süden liegen und das Sonnenlicht unbehindert einlassen. In dem hellgetünchten Raum sieht es recht behaglich aus. Silhouetten in schmalen schwarzen Rahmen hängen an den Wänden und erinnern den Jüngling an verrauschte glückliche Stunden. Alle stellen Leipziger Freunde und Freundinnen dar, die der junge Dichter nach dreijährigem Studium in „Klein-Paris“ im September 1768 verließ, während unter den anderen Bildern der Kupferstich eines reizenden Mädchenkopfes vom dem berühmten Maler Boucher besonders ins Auge fällt.

In einer Ecke der Giebelstube steht auf einem Untersatz ein kleines Windöfchen, Kolben und Retorten, Kieselsteine aus dem Main, sowie verschiedene Chemikalien in Schalen und Näpfchen bilden die Nachbarschaft der krummhalsigen Glasgefäße. Auch ein paar Bücher liegen daneben. Das eine führt den wunderlichen Titel „Opus Mago-Cabbalisticum e Theosophicum“ von Welling, auf dem Rücken des anderen steht in goldenen Lettern: „Elementa chemiae“ von Boerhave, und ein drittes Werk des-

selben Verfassers trägt den Namen „Aphorismen über die Erkenntnis und Heilung der Krankheiten."

Als sich der junge Goethe nach der Rückkehr von Leipzig kaum wieder von schwerer Erkrankung einigermaßen erholt hatte, brachte ihn ein Rückfall anfangs Dezember 1768 dem Tode nahe. Gegen den Wunsch ihres Mannes schickte Frau Rat in großer Angst zu Dr. Metz, der dem Sohne sein sogenanntes „wunderbares Salz" eingeben sollte und ihn auch wirklich damit rettete.

Bereits einige Tage später fühlte sich Wolfgang wieder ganz wohl. Aber die merkwürdige Heilung machte tiefen Eindruck auf ihn und erweckte sein Interesse für die Alchemie. Er versuchte nach eingehenden chemisch-alchemistischen Studien selbst Salze, Säuren und Elixiere hervorzubringen. Fräulein von Klettenberg, aus deren Unterhaltungen Goethe später „Die Bekenntnisse einer schönen Seele" im „Wilhelm Meister" bildete, bestärkte den jungen Freund in diesen Bestrebungen und suchte ihn außerdem zum Studium theologischer Werke anzuregen. Sein Gemüt vertiefte sich dabei, der alte fromme Kinderglaube an Gott, den allweisen Lenker der Dinge, lebte neu in ihm auf, jedoch zuweilen beherrschten ihn auch wieder abtrünnige Stimmungen. Stets aber vermochte der junge Adept von 1768 und 1769 Gott zumeist in der Natur zu erkennen. Er fühlt einen Teil der Weltenseele in sich und erblickt in allem, was er sieht, Ausstrahlungen oder oft wunderbare und geheimnisvolle Wirkungen des göttlichen Wesens. Wenn später Goethe im „Faust" Gott den Allumfasser, den Allerhalter nennt und sein Walten in der Wölbung des Himmels, in dem Kreislauf der ewigen Sterne und in den Empfindungen der eigenen Brust zu verspüren glaubt, so wurde die Stimmung zu diesem poetischen Gottesbekenntnis bereits im Herzen des neunzehn- und zwanzigjährigen Goethe vorbereitet. Wie nach einem bestimmten, fein ausgesponnenen Plane geordnet, so verläuft dessen geistige Entwickelung Stufe für Stufe als notwendige Grundlage für späteres Wachstum. Auch die kabbalistische Lektüre des jungen Dichters, sowie die im Giebelstübchen des Vaterhauses vorgenommenen alchimistischen Versuche waren von zukunftsreicher Bedeutung. Sie

lenkten die Gedanken Goethes wieder auf den Zauberer Faust, dessen geheimnisvolle Gestalt ihm als kleiner Knabe zum erstenmale wahrscheinlich in der großen Marionettenhütte auf dem Liebfrauenberge nahe getreten war.

Allein der Jüngling beschäftigt sich nicht nur mit derartigen Dingen, seine Thätigkeit ist vielmehr eine mannigfaltige. Das Giebelstübchen weiß davon zu erzählen! Von einem wahren Heißhunger nach Wissen aller Art verzehrt, studiert er mit regem Eifer Gottfried Arnolds „Unparteiische Kirchen- und Ketzerhistorie“ (Frankfurt a. M. 1688—1699). Das dickleibige Werk fand deshalb einen solchen Widerhall in Goethes Seele, weil es von freisinnigem Geiste erfüllt war und mit Wärme für die von der herrschenden Hierarchie verfolgten Ketzer eintrat. Dann vertieft er sich in dieser Zeit in eine Abhandlung über Kupferstiche und in andere ähnliche Schriften, zumeist aber fesseln ihn die neuesten Erscheinungen der deutschen Litteratur.

Verschiedene Werke, die damals großes Aufsehen erregten, beschäftigten ihn namentlich und gaben ihm Anlaß, sich brieflich darüber zu äußern. Erstens „Der Gesang Ringulphs des Barden“, als Varus geschlagen war, von Karl Friedrich Kretschmann, dann die Tragöde „Ugolino“ von Heinrich Wilhelm von Gerstenberg, ferner Wielands im „Deutschen Merkur“ erscheinendes heroisch-komisches Gedicht „Idris und Zenide“ und schließlich Felix Christian Weißes Schauspiel „Großmut für Großmut“. Auch Lessings Schriften, namentlich dessen Litteraturbriefe, liest der Jüngling eifrig. Die auf das Wesen und den Kern der Sache stets eingehenden kritisch-ästhetischen Abhandlungen Lessings machten ihm schon allein um ihres männlichen Ernstes und ihrer schwungvollen Kühnheit willen tiefen Eindruck, reizten freilich auch zuweilen seinen Widerspruch. Am meisten scheint dies der Fall gewesen zu sein, sobald Lessings Ansichten, von denen des Direktors der Zeichenakademie in Leipzig, Adam Friedrich Oeser, abwichen. Dieser bildete für Goethe damals die höchste ästhetische Instanz, deren Aussprüche entscheidend für ihn waren. Als Oeser in einem Briefe an den Schüler einige Ansichten des großen Kritikers angreift, fügt Wolfgang dem

Danke für die Belehrung folgende, seinen damaligen Standpunkt bezeichnenden Worte hinzu: „Lessing! Lessing! wenn er nicht Lessing wäre, ich möchte was sagen. Schreiben mag ich nicht wider ihn; er ist ein Eroberer und wird in Herrn Herders „Wäldchen" (eine kritische Zeitschrift, in der Lessings „Laokoon" beurteilt worden war) garstig Holz machen. Er ist ein Phänomenon von Geist, und im Grunde sind diese Erscheinungen selten. Wer ihm nicht alles glauben will, der ist nicht gezwungen, nur widerlegt ihn nicht. Voltaire hat dem Shakespeare keinen Tort thun können. Kein kleinerer Geist wird einen größeren überwinden."

Ebenso wie dies Urteil zeugen viele Briefstellen des noch nicht ganz zwanzigjährigen Goethe für dessen genialen Scharfblick bei der Wertschätzung litterarischer Persönlichkeiten und Leistungen. Wer den Ausspruch Jean Pauls „Jeder vom Himmel steigende Genius bringt ein neues Blatt für die Aesthetik mit" bei dem jungen Goethe auf seine Richtigkeit hin prüfen wollte, könnte allein aus den vom September 1768 bis April 1770, also von der Rückkehr von Leipzig bis zur Abreise nach Straßburg, geschriebenen Briefen eine Fülle von Belegen heranziehen. Und mit dieser Genialität im Beurteilen und Verstehen verbindet sich eine ganz ungewöhnliche Belesenheit. Um so mehr setzt diese in Erstaunen, als der junge Goethe doch keineswegs ein Stubenhocker war, vielmehr die Freuden des Lebens gerne, ja vielleicht sogar manchmal in Leipzig zum Schaden seiner Gesundheit zuviel genoß.

Was giebt es überhaupt, das dieser junge Mann nicht kennt? Leipzig ließ ihn tiefe Blicke ins Leben thun, ließ ihn mit Menschen aller Art in Verbindung treten und erweckte die erste große Leidenschaft zu Käthchen, der schönen Tochter des Weinwirts Schönkopf, in seinem Herzen. Die Liebe zu ihr begleitet den jungen Dichter nach Frankfurt, sie entlockt ihm rührende Bekenntnisse treuer Anhänglichkeit und bereitet ihm schwere bittere Stunden, als die ferne Geliebte sich mit einem anderen verlobte. Das Giebelstübchen, das er im Gedanken an Käthchen öfters für einen stillen Ort in der Verbannung be-

trachtete, es hat seinen Kummer, seine Verzweiflung gesehen, ist aber auch Zeuge davon gewesen, wie er allmählich innerlich genas und mit Hilfe der Poesie den Frieden wiedergewann.

Jedoch alles, was Goethe in jener Zeit dichtet, einige religiöse Lieder ausgenommen, wurzelt noch in Leipziger Eindrücken. Er schreibt ein Lustspiel, das seinen dortigen Aufenthalt behandelt, entwirft noch ein paar andere Dramen und bessert immerfort mit besonderer Liebe an seinem düsteren Schauspiel „Die Mitschuldigen". Hatte ihn die Liebe in Leipzig vorwiegend lyrisch gestimmt, so machte ihn die Frankfurter Einsamkeit wieder zum Dramatiker. Und es ist eine eigentümliche Thatsache, daß dem Frankfurter Goethe im Vaterhause zumeist die tragische Muse hold ist. Schon als zehnjähriger Knabe verfaßte er ein Stück nach dem Muster der französischen mythologischen Dramen, später in seinen ersten Jünglingsjahren trägt er sich mit der Absicht, große Tragödien biblischen Gehaltes, z. B. „Belzazar" und „Isabel" abzufassen. Er nimmt die begonnenen Stücke und Entwürfe mit nach Leipzig und vollendet sie zum Teile dort. Von Straßburg zurückgekehrt, schreibt er sein im Juni 1772 erschienenes Drama „Götz von Berlichingen", das den noch nicht Dreiundzwanzigjährigen mit einem Schlage zum berühmten Dichter machte. Es folgten Entwürfe einiger unvollendeter Dramen, wunderbare Offenbarungen der gewaltigen Schöpferkraft des jungen Goethe, dann eine Anzahl Satyren im dramatischen Gewande und schließlich vor der Übersiedelung nach Weimar das Drama „Stella", sowie die lieblichen und gedankentiefen Singspiele „Erwin und Elmire" und „Claudine von Villa Bella". Diese immer wiederkehrende dramatische Thätigkeit in der Heimat hängt zum größten Teil mit Goethes häufigen Theaterbesuchen zusammen. Die hier empfangenen Eindrücke wirkten nicht nur anregend und bestimmend auf die Schöpfungen des jungen Dichters, sie lebten auch noch in dem gereiften Poeten fort und lassen deutlich ihre Spur in dessen größten Schöpfungen erkennen.

Es ist eine Zeit stiller Sammlung, die der neunzehn- und zwanzigjährige Goethe nach den bewegten Leipziger Tagen im

Vaterhause verbrachte. Die Lehre Oesers: „Einfalt und Stille sei das Ideal der Schönheit“, enthielt nicht nur sein künstlerisches Bekenntnis, sie stand auch als Leitstern über seinem damaligen Leben. Er geht aufregenden Szenen mit dem etwas gereizten Vater aus dem Wege, vermittelt zwischen diesem und der Schwester und sucht der guten fürsorglichen Mutter die schwierige Stellung zwischen so sehr ungleich gearteten Mitgliedern der Familie zn erleichtern.

Eine geradezu heftige Abneigung zeigt aber Goethe zu jener Zeit gegen alles Laute in der Poesie. Nicht nur Ringulphs „Gesang des Barden“, nein, die ganze Bardenpoesie mit ihrem Lärm und Geschrei, ihrem hohlen Pathos war ihm verhaßt. „Macht mich was empfinden, was ich nicht gefühlt, was denken, was ich nicht gedacht habe, und ich will euch loben“, schreibt er damals an Friederike Oeser, aber von unnatürlichen „forcierten Gemälden“, von „ewig-egalen Wendungen, von den immer wiederkehrenden „Ah“ und „Hah“, die den Vers monoton füllen“, will er nichts wissen. In diesem feinfühligen Bekenntnis steckt eigentlich schon ganz die künstlerische Überzeugung des gereiften Goethe, dem man es ja öfters als schwere Sünde anrechnete, daß er die Freiheitskriege nicht durch eine Art Bardenpoesie begleitete oder verherrlichte.

Auch Gerstenbergs schauervolles Drama „Ugolino“, dessen Held nach einer Reihe haarsträubender Vorgänge im Kerker verhungert, stieß den jungen Goethe ab. Was er über Wielands etwas schlüpfriges Gedicht „Idris und Zenide“ dachte, hat er nicht näher ausgesprochen, aber Weißes Drama „Großmut für Großmut“ regte ihn zu ernstem Nachdenken an. Dies Stück schildert den Wettstreit zweier Nebenbuhlerinnen, die einen Mann lieben, jedoch auch beide auf dessen Herz aus Rücksicht verzichten wollen. Die erste Geliebte wird schließlich die Gattin des Mannes, die andere tröstet sich mit der Freundschaft des glücklichen Paares. Dieser Konflikt ging dem jungen Dichter mehrere Jahre im Kopfe herum, bis er ihn schließlich in „Stella“ auf seine eigne Weise zu gestalten versuchte.

Unter Beschäftigungen aller Art verstrichen Wolfgang die

meisten Stunden oben im stillen Giebelstübchen des Vaterhauses. Er übte sich auch wieder im Französischen und Lateinischen, sah die bald erscheinenden Leipziger Lieder durch, machte fleißig Fachstudien und gab sich mit regem Eifer seiner alten Liebhaberei, dem Zeichnen, wieder hin. Und auch hier wie in der Dichtung schafft er nach dem Wirklichen. So bildete er sein Giebelstübchen mit den Möbeln und den Personen ab, die sich gerade darin befanden. Unterhielt ihn das nicht mehr, stellte er allerlei erlebte oder ihm erzählte Stadtgeschichten dar. Hin und wieder zeichnete er auch Köpfe, von denen die Schwester Kornelia viele verschenkte, und zuweilen übte er sich sogar in der schweren Kunst des Radierens.

Manchmal wird die emsige Arbeit durch den Eintritt von Mutter und Schwester unterbrochen, zu denen sein Verhältnis gerade damals sehr innig war. Frau Rat, noch immer im Stillen besorgt um die Gesundheit des Sohnes, mag sich wohl oft davon überzeugt haben, ob Wolfgang nicht wieder mit fiebernden Pulsen schaffte und auch in dem bequemen Lehnstuhl saß, den sie ihm ins Giebelstübchen hinaufschaffen ließ, damit er zuweilen zwischen der Arbeit ruhen könne. Auch wird die Mutter wohl manchmal ihr über das traurige Verhältnis zwischen Vater und Tochter tiefbekümmertes Gemüt bei dem Sohne erleichtert haben. Kornelia machte immer wieder ihrem Unmute über den Vater Luft, der ihr trotz der besten Meinung durch sein streng lehrhaftes Wesen während des Bruders Abwesenheit so manche unschuldige Freude vergällt hatte. Häufig aber unterhielten sich die Geschwister auch von Leipzig, und Wolfgang machte die Schwester zur Vertrauten seiner heimlichen Schmerzen und Leiden. Ob Kornelia dem Bruder etwas von ihrer ersten unglücklichen Liebe zu einem jungen Engländer erzählte, wissen wir nicht, glauben es aber bei ihrer scheuen Verschwiegenheit in dieser Herzenssache kaum. Immer wieder versenkt sich der junge Dichter in die in Leipzig verlebte Zeit, er liest sogar die dort an die Eltern und die Schwester geschriebenen Briefe wieder. Der Vater hatte sie sämtlich sorgfältig gesammelt und geheftet und zur Belehrung Wolfgangs alle Fehler verbessert, die darin enthalten waren.

Da dieser jedoch Einblick in die Briefe der Geschwister nahm, sind diese freilich keine wahren Zeugnisse unmittelbarer Vertraulichkeit, vielmehr etwas lehrhaft gehaltene, den Seelenzustand des Studenten nicht getreu wiederspiegelnde Episteln.

Allein wie Kornelia sicher vorsichtige Andeutungen des Bruders verstand, so konnte sich dieser beim Wiederlesen der Briefe aus der Leipziger Zeit das nur Angedeutete gleichfalls ergänzen und an der Hand mitgeteilter Thatsachen das Vergessene wieder neu durchleben. So wurde die Durchsicht des Briefwechsels ungemein wichtig für den jungen Goethe. Sie gewährte ihm Einsicht in seine seitherige Entwickelung und ließ ihn dadurch die abgeschlossene Epoche seiner Jugend klarer überschauen.

So oft wie Mutter und Schwester trat der Vater wohl nicht ins Giebelstübchen. Er war kein Freund von den Dingen, die der Sohn darin trieb. Ihm wäre es lieber gewesen, wenn dieser die ganze Kraft auf sein juristisches Fachstudium verwandt hätte. Allein durch Wolfgangs schwere Erkrankung noch immer mit heimlicher Sorge erfüllt, fügte sich Herr Rat Goethe einstweilen, ohne freilich zu verhehlen, daß er mit Sehnsucht die Abreise des Sohnes auf die Universität Straßburg erwartete. Da der alte Goethe zum Glück damals an einer Beschreibung seiner italienischen Reise arbeitete, kam er über manche Dinge leichter hinaus. Eigentlich störte der Vater den Sohn in dessen Stillleben nur, wenn er seine Laute länger stimmte als er sie spielte. Dann und wann kamen Leipziger Bekannte durch Frankfurt, die Goethe besuchten und ihn der emsigen Arbeit im Giebelstübchen entführten. Die ersten unter diesen Besuchern waren Ende Oktober 1768 die Liévländer Johann Georg und Heinrich Wilhelm von Olderogge, wahrscheinlich Mitglieder von Goethes Tischgesellschaft in Leipzig. Wie dieser damals noch mit all seinen Gedanken und Empfindungen an „Klein-Paris" gekettet war, beweisen die bei dem Brüderpaare geäußerten ungünstigen Urteile über Frankfurt und die Frankfurter Damen.

Kornelia Goethe fragte die Ankömmlinge darauf, ob denn wirkich die sächsischen Damen so viel vor allen übrigen der deutschen Nation voraus hätten, worauf der ältere Herr

von Olderogge galant versicherte, daß er in der kurzen Zeit, die er in Frankfurt weile, schon mehr vollkommene Schönheiten gesehen habe als in Sachsen. Was Goethe vielleicht für die dortigen Damen sehr einnehme, sei „eine gewisse Anmut, ein gewisser bezaubernder Zug". — Der junge Dichter bestätigte hierauf, daß die Frankfurterinnen schöner seien als die Sächsischen Damen, fügte jedoch einschränkend hinzu, daß er wenig auf Schönheit gäbe, wenn sie nicht mit „unendlicher Anmut" verbunden sei.

Diese Anmut entbehrten also nach Goethes Ansicht die Frankfurterinnen. Auch deren litterarische Geschmacksrichtung, die vom „Schönen, Naiven, Komischen gar nichts hielt", vielmehr die moralisch-süßlichen Romane des Engländer Richardson, die neueren aufregenden Familiendramen, namentlich „den Kaufmann von London" von Lillo und „Eugenie" von Beaumarchais, bevorzugten, beurteilte er als mangelndes Verständnis für das eigentlich Bedeutende und Wertvolle in der Kunst.

Neben den Arbeitsunterbrechungen durch auswärtige Besucher unternahm Goethe zuweilen auch selbst einen Ausflug oder eine kleine Reise, so z. B. eine Fahrt nach Marienborn im Darmstädtischen zu der dort abgehaltenen Synode der Brüdergemeinde und eine andere nach Worms, wo ihm die schöne Charitas Meixner Eindruck machte.

Abwechslung und Anregung zugleich bot ihm auch der Umgang mit Jugendgenossen und den Freundinnen Kornelias, namentlich mit den Schwestern Gerock und Krespel und mit der reizenden aber sehr koketten Lisette Runkel, der Schwester des hiesigen Stadtstallmeisters. Freilich keines dieser jungen Mädchen, wie schon sein damaliges Urteil über die Frankfurter Landsmänninen bezeugt, fesselte ihn so wie seine Leipziger Freundinnen. Ganz abgesehen davon, daß die geistvolle und witzige Friederike Oeser, der er ohne jegliche Leidenschaft solch bedeutende Briefe schrieb, die Frankfurterinnen weit überragte, sah er doch damals noch alles, was Leipzig betraf, im Lichte idealer Verklärung.

Den größten Einfluß hatte jedoch auf Goethe in jenen Frankfurter Tagen kein junges weibliches Wesen, sondern eine

ältere Dame, die bereits früher erwähnte Susanne von Klettenberg. Sie, die in dem genialen Jüngling ein herrliches Ebenbild Gottes erkannte, sie bekämpfte in seinem Wesen, was ihr gefährlich erschien, suchte seine Gaben in reine Bahnen zu lenken und deutete sein Suchen, Forschen, Streben, alle Unruhe und Ungeduld des jungen Herzens als eine heimliche Sehnsucht nach wahrer Versöhnung mit Gott. Durch „die schöne Seele" trat der junge Goethe auch einer Anzahl hiesiger und auswärtiger Personen von Bedeutung näher. In andere vornehme Familien war er bereits eingeführt. Die meisten davon besaßen Kunstkabinette, die er diesmal, durch Oesers Belehrung über die Vorzüge eines guten Gemäldes unterrichtet, mit noch größerem Eifer besuchte als früher. Freilich setzten ihn seine jetzigen Anschauungen oft in Widerspruch zu den Besitzern der Kabinette.

Wie sehr den jungen Goethe neben allen Kunstinteressen auch die Weltbegebenheiten der Gegenwart bewegten, beweisen manche Stellen in der 1769 vorgenommenen Umarbeitung seines Dramas „Die Mitschuldigen." Die eine enthält Anspielungen auf den nordamerikanischen Freiheitskrieg, die andere auf den Kampf der Konföderierten und Dissidenten in Polen (1767 und 1768), eine dritte gedenkt der korsischen Revolution (1768). Den kühnen Anführer derselben, Pascal Paoli, lernte Goethe im Spätherbste 1769 auf dessen Durchreise nach England im Bethmannschen Hause kennen. Obwohl damals die Leipziger Lieder noch nicht erschienen waren, überhaupt außer Familiengedichten kaum etwas von dem jungen Dichter bisher in die Oeffentlichkeit drang, muß man in der Heimat seine geistige Bedeutung doch bereits geschätzt haben. Wie hätte man sonst einem so jungen Manne Gelegenheit geben sollen, in Pascal Paoli eine der hervorragendsten Persönlichkeiten der Gegenwart kennen zu lernen.

An der Zusammenkunft mit Pascal Paoli scheint noch ein anderer Frankfurter Dichter teilgenommen zu haben, dessen geistige Beziehungen zu Goethe noch nicht festgestellt sind. Es ist dies der als Sohn eines Scharfrichters zu Marburg in Hessen geborene Frankfurter Arzt, Dr. Joh. Michael Hoffmann, ein genialer Mann, der überall gegen veraltete Vorurteile kämpfte

und für freiheitliche Gesinnungen eintrat. Hoffmann schrieb außer anderen Stücken zwei Dramen „Die Korsen“ und „Die Konföderierten und Dissidenten“, die 1768 und 1769 hier mit großem Erfolge gegeben wurden und hinsichtlich ihres der unmittelbaren Tagesgeschichte angehörenden Stoffes den jungen Goethe bei der Umarbeitung des Dramas „Die Mitschuldigen“ augenscheinlich beeinflußt zu haben scheinen. Einer Aufführung beider Trauerspiele durch die Kurzische Gesellschaft hat der junge Goethe sicher beigewohnt. Waren doch die Premièren beider Werke künstlerische Ereignisse für das theaterliebende und für die Freiheit der Corsen und Polen schwärmende Frankfurt.

Der Winter 1769—1770 trug durch Goethes völlig wiedergewonnenes Wohlbefinden mancherlei Anregungen in dessen Leben. Er war nicht mehr wie ein Jahr früher mit Federn, Papier, Tinte, Zirkel und Büchern im Giebelstübchen eingesperrt, besuchte dagegen öfters, zumeist wohl in Begleitung des treuen Jugendfreundes Horn, Gesellschaften und musikalische Aufführungen in befreundeten Familien. Viele Frankfurter Dilettanten müssen damals schon die Fähigkeit besessen haben, bei derartigen Hauskonzerten mitzuwirken. Spricht doch Kornelia Goethe einmal von einem Konzerte von 10 Instrumenten, das die Freunde und Freundinnen in ihrem verhältnismäßig engen Kreise zusammenbrachten. Die Freitagskonzerte im Gasthof „zum römischen Kaiser“ auf der Zeil, damals der Sammelpunkt der vornehmen Welt Frankfurts, versäumte Goethe gleichfalls sicher nicht zu besuchen.

Auch in das Theater, das ihm von jeher so viel Anregung geboten hatte, ging der junge Dichter wieder häufiger und wahrscheinlich in Gesellschaft der Schwester. Es wurde ja gerade zu jener Zeit von der Kurzischen und Sebastianischen Gesellschaft manche dramatische Neuheit in trefflicher Besetzung gegeben. Den größten Erfolg errang 1769 die Oper „Tom Jones“ von Philidor. Der Stoff der Oper, dem berühmten gleichnamigen Roman Henry Fieldings entnommen, gefiel durch seine lebenswahren Figuren ebenso gut wie die Musik und trug wohl mit dazu bei, Goethe aus einem Vertreter der alten Technik zum Anhänger der Natürlichkeitsrichtung auf der deutschen Bühne umzubilden.

Je mehr der Winter fortschritt, desto mehr Frische gewann Goethes Wesen, desto vorteilhafter entwickelte sich sein Aeußeres, namentlich seine schlanke Gestalt. Als im April die ersten Blüten sprangen und der Finke wieder auf einem nahen Baum vor den Fenstern des Giebelstübchens lustig ins Blaue schmetterte, konnten die Eltern dem Sohne ruhig die Erlaubnis zur Abreise nach Straßburg erteilen. Kurz vor derselben studierte der junge Dichter noch eifrig z. B. Mendelssohns „Phädon oder über die Unsterblichkeit der Seele", Platos „Phädon" selbst in der Uebersetzung von Köhler und einige Werke Wielands. Diese begeisterten ihn derartig, daß er im Februar 1770 neben Shakespeare Wieland seinen einzigen echten Lehrer nennt. Andere hätten ihm gezeigt, daß er fehlte, diese beiden aber, wie er's besser machen sollte.

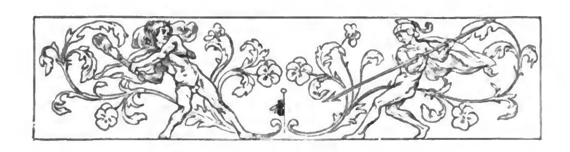
In jener kritischen Stimmung verhängte Goethe, wie auch früher in Leipzig, ein großes Hauptautodafé über seine Arbeiten. Was er während seines Aufenthaltes in Frankfurt geschaffen, sowie noch einige Arbeiten aus der Leipziger Zeit — also höchst wichtige Dokumente seiner geistigen Entwickelung — sah das Giebelstübchen in Flammen aufgehen. — —

Welchen Eindruck machte nun der zwanzigjährige Goethe, der im Frühling 1770 das Vaterhaus verließ, um von der Vorsehung auf die wichtige Stufe seiner Jugendentwickelung geführt zu werden? Jung Stilling schildert ihn etwa 1776 in seiner Lebensgeschichte als einen Jüngling von schönem Wuchs, großen, hellen Augen, prachtvoller Stirne und sicherem Auftreten. Sofort beim Eintritt in das Eßzimmer der Straßburger Tischgesellschaft lenkte er die Aufmerksamkeit der Anwesenden auf sich, und ein Freund Stillings meinte: „Das muß ein vortrefflicher Mensch sein." Also Goethes fesselnde Erscheinung, die den Stempel des Genius trug, machte auch einen vertrauenerweckenden Eindruck.

Gelegentlich der Betrachtung dieser Epoche in „Dichtung und Wahrheit" bezeichnet Goethe jeden Tag als ein köstliches Gefäß, in das sich sehr viel eingießen läßt, wenn man es wirklich ausfüllen will. Kaum jemals hat er diesen Ausspruch selbst besser zu verwirklichen gesucht als in jener stillen Frankfurter

Zeit. Täglich wird von ihm kräftige Aussaat in den Boden der Zukunft geworfen, täglich schafft er Steine zur Pyramide seines Daseins herbei, deren Basis, wie der dreißigjährige Goethe sagt, ihm angegeben war, die er selbst aber „so hoch wie möglich in die Luft schicken wollte.“ Schon der Jüngling von 1769 fühlte die große Aufgabe seines Lebens, er gönnte sich selbst in der Krankheit keine Ruhe und bildete das Talent in der Stille, ehe sich sein Charakter im Strome der Welt entwickeln konnte.





IV.

Der Dichter des Götz und des Werther.

Als der junge Goethe Ende August 1771 von Straßburg wieder nach Frankfurt zurückkehrte, glich er einem kräftigen, von Knospen übersäten jungen Baum. Es bedurfte nur heimlicher Stille, dauernder Wärme und eines erquickenden Frühlingsregens, der diese springen und sich zu vollen Blüten entfalten ließ.

Allein nicht nur der Dichter war durch ein seltenes Zusammensein glücklicher Umstände, namentlich aber durch den geistigen Verkehr mit Herder, innerlich bereichert und zu neuen Zielen hingelenkt worden, auch der Student hatte nach Fleiß und Mühen den Abschluß der juristischen Lehrjahre erreicht. Zwar nicht als Doktor, so doch als Licentiat der Rechte kehrte Goethe heim, was den Vater um so mehr erfreute, als Wolfgang diesmal nicht, wie nach der Leipziger Studienzeit, krank und elend, sondern frisch und blühend das Vaterhaus wieder betrat.

Freilich, was auf der Seele des Jünglings lastete, ahnte einstweilen von seinen Angehörigen noch niemand. Es war das Gefühl drückender Schuld gegen ein liebes und treues Wesen, das ihn durch eine wahre und tiefe Neigung unendlich beglückt hatte und dennoch dem dunkeln Drang in seiner Brust nach freier ungehinderter Entwickelung zum Opfer gebracht werden

mußte. Also nicht nur der anmutigen Friederike von Sesenheim brach die Trennung fast das Herz, auch Goethe litt schwer darunter, ja ihm kam es oft sogar unmöglich vor, gegen die Stimme des Herzens taub bleiben zu können.

Trotzdem ihm die Rückreise über Mannheim viel schöne, namentlich künstlerische Eindrücke verschaffte, scheint der junge Dichter im Gefühle seiner Schuld auch während derselben von trüben Stimmungen heimgesucht worden zu sein. Sicherlich beruhigte ihn die Kunst des harfenspielenden Knaben, den er in Mainz traf und mit nach Frankfurt nahm, um ihm während der Herbstmesse im elterlichen Hause freie Kost und Wohnung zu verschaffen. Diese Handlung zeugt jedoch nicht nur für die Macht, welche die Musik auf das leidenschaftlich bewegte Gemüt des jungen Dichters ausübte, sie beweist auch, wie warm dessen Herz für Geringere schlug. Von jeher liebte Goethe schlichte Menschen, zogen ihn die volkstümlichen Elemente seines Wesens zu diesen hin. Allein seit er in Straßburg durch Herder zur verständnisvollen Wertschätzung der Volkspoesie als der Quelle aller Dichtung hingelenkt worden war, tritt die Neigung zu einfachen Menschen stärker in seinem Wesen hervor, versucht er noch eifriger durch werkthätige Liebe die schroffen Unterschiede der Stände auszugleichen. Auch dichterisch giebt er ihr in jener Zeit bewußt oder unbewußt edelsten Ausdruck. Denn was an „Götz von Berlichingen“ zumeist fesselt, ist doch das Frische, Urwüchsige und Volkstümliche der Gestalten, in erster Linie des Helden selbst. Einige Szenen im Werther bekunden gleichfalls Goethes warme Liebe für die unteren Volksklassen. Es werde hier nur an Werthers Begegnung mit dem Dienstmädchen am Brunnen und an die wundervoll erzählte Geschichte von dem Bauernburschen, der seine Herrin liebt, erinnert.

Ebenso wie aus Götz und Werther tritt sodann Goethes volksfreundliche Gesinnung aus manchem seiner Briefe, die er vom Herbste 1771 bis zur Abreise nach Weimar 1775 im Oktober schrieb, deutlich hervor. Geradezu ein Dokument seines herzlichen Verhaltens gegen geringere Leute ist der Brief vom 26. und 31. August 1774 an Lotte Kestner, geborene Buff, der

bereits versagten Geliebten seiner Wetzlarer Zeit. Goethe erzählt der immer noch im Stillen von ihm angebetenen Frau, daß ihn die alte Katrin Lisbeth, die Wetzlarer Strumpfwäscherin, besucht und ihm viel Liebes von Lottens Kindheit mitgeteilt habe. Aus dem Berichte merkt man, daß die „alte Schwäzzern" wohl wußte, weshalb sie dies that. Sie hatte ein Anliegen an Goethe, wollte ihn dadurch günstig für sich stimmen und erreichte natürlich leicht ihr Ziel. In rührender Anhänglichkeit an Lotte bekennt der Dichter offen: „Du kannst Dir denken, wie wert mir die Frau war, und daß ich für sie sorgen will. Wenn Beine der Heiligen und leblose Lappen, die der Heiligen Leib berührten, Anbetung und Bewahrung und Sorge verdienen, warum nicht das Menschengeschöpf, das Dich berührte, Dich als Kind auf dem Arm trug, Dich an der Hand führte! Das Geschöpf, das Du vielleicht um manches gebeten hast! Du Lotte, gebeten! Und das Geschöpf sollte von mir bitten?" — Nein, das will Goethe nicht. Die Hilfe der Mutter nimmt er sogar in Anspruch, um der armen Frau das Gewünschte zu verschaffen.

Gerade jetzt ist es wieder an der Zeit, an den stark volkstümlichen Zug im Wesen Goethes zu erinnern. Denn leider entbehrt dieser ja noch immer allgemeiner Popularität, hält ihn ein großer Teil des deutschen Volkes nur für den Herrn Geheimrat mit dem Stern auf der Brust, der von den Geringen nicht viel wissen wollte und Werke schrieb, die durchlauchtigen und anderen hohen Personen genehm waren und das Verständnis einfacher Leute weit überstiegen. Der hundertjährige Geburtstag Goethes fiel in eine bewegte, gährende Zeit und trug nicht das mindeste dazu bei, ihn dem Herzen des Volkes näher zu bringen, im Gegenteil, das Bild des vornehmen, stürmischen Bewegungen abholden Dichters sank mehr und mehr im Ansehen der Nation. Auch die in den letzten zwei Jahrzehnten ungemein rege Goetheforschung, sowie die billigen Ausgaben der Werke des Dichters haben die Gleichgiltigkeit und das alte Vorurteil gegen Goethe nicht völlig überwinden können. Vielleicht war die Säkularfeier dieses Jahres der Anlaß, die Kluft auszufüllen und den Dichter im rechten Lichte erscheinen zu lassen, der das Volk liebte und

der geringsten Menschennatur Duldung und echtes Verständnis entgegenbrachte. Wer dazu beitragen möchte, wird freilich zunächst auf den jungen Goethe, den Verfasser des Götz und des Werther, hinweisen müssen. Alles was dieser in der blühenden Frühlingszeit seines Schaffens in Frankfurt dichtete, birgt in der leichten Hülle der Poesie eine Fülle volkstümlichen Empfindens, bürgerlicher Sitten, Anschauungen und Gebräuche.

Am 28. August 1771, also an seinem zweiundzwanzigsten Geburtstage, bewarb sich Goethe beim Rat der Stadt Frankfurt um Aufnahme in den Frankfurter Advokatenstand, einige Tage darauf erfolgte bereits die Zulassung. Allein von einer regen Amtsthätigkeit war einstweilen noch keine Rede. In den ersten sieben Monaten fielen dem jungen Doktor nur zwei Rechtssachen zu, er konnte also, wie er selbst sagt, seine Praxis noch wohl in Nebenstunden bestreiten.

Jedoch diese geringe geschäftliche Thätigkeit, die durch die Mithilfe des Vaters und eines gewandten Schreibers noch vermindert wurde, war wiederum eine weise Fügung im Leben des Gottbegnadeten. Wie hätte Goethe sich viel mit Rechtsstreitigkeiten und juristischen Problemen befassen können, Herz und Kopf waren ihm ja von ganz anderen Dingen erfüllt! Schon in Straßburg hatte er nach dem Studium der Lebensgeschichte Götz von Berlichingens sich vorgenommen, das Andenken dieses braven Mannes und edlen Deutschen zu retten, jedoch in dem dortigen an Zerstreuungen reichen Leben „verlappten" diese Vorsätze. Jetzt in der Stille des Vaterhauses nahten sie ihm wieder und ließen ihn nicht wieder los. Wie eine heiße Liebesleidenschaft ergreift ihn die Schaffenslust, er setzt alles hintenan, um ruhig arbeiten zu können, und „vergißt Sonne, Mond und die lieben Sterne über seiner neuen Aufgabe". Am 28. November 1771 schreibt er an seinen Straßburger väterlichen Freund, den Aktuar Joh. Daniel Salzmann: „Mein ganzer Genius liegt auf einem Unternehmen, worüber Homer und Shakespeare und alles vergessen worden." Er wünscht den wohlwollenden Mann herbei, um ihm die Arbeit stückweise vorlesen zu können und sein Urteil darüber zu hören.

Einstweilen mußte ihm die geliebte Schwester die fernen Freunde ersetzen. Ihr, der Vertrauten seines Liebeskummers um Friederike, liest er allabendlich vor, was er tagsüber geschaffen. In dem freud- und genußleeren Dasein Kornelias bilden diese Stunden geistigen Austausches mit dem genialen Bruder strahlende Lichtpunkte.

Welch ein Gegensatz boten die beiden Geschwister! Wolfgang schön, hinreißend liebenswürdig, von allen Gaben des Geistes und Glückes überschüttet, von den Menschen geliebt, voll fröhlichen Glaubens an sich selbst, Kornelia verbittert durch die strenge Erziehung des Vaters, durch jene unglückliche unerwiderte Liebe, dazu ohne körperliche Reize, schwerfällig und ungeschickt in den Äußerungen ihres wirklich reichen Geistes- und Gemütslebens und dadurch oft mißverstanden und für ärmer an Vorzügen gehalten, als sie wirklich war. Freilich Wolfgang umfing das für andere oft abstoßende Wesen der Schwester mit der ganzen warmen Liebe seiner tiefen Natur. Er verstand es ja, das Gold aus verborgenen Tiefen bei ihr an's Licht zu heben und ihr unerbittlich strenges Urteil über sich selbst, das sie fast nie zum Bewußtsein ihrer geistigen Vorzüge kommen ließ, in wohlthuender Weise zu mildern. Kornelia hat die rücksichtsvolle Liebe des Bruders reich vergolten. Mit Leib und Seele hing sie an ihm, sie war seine Trösterin, Beruhigerin und Beraterin, sie verfolgte mit Stolz und feinem Verständnis Tag für Tag den Fortschritt der Arbeit und reizte den Bruder zu deren schleuniger Vollendung durch Zweifel an seiner Beharrlichkeit. Nie war das geschwisterliche Verhältnis inniger, als zu jener Zeit, in der Kornelia die Trennungsschmerzen Wolfgangs mitlitt und dieser die selbstquälerische Unruhe in sich durch rastloses Schaffen zu betäuben suchte.

Kornelia konnte auch diese beseligenden Stunden herzlichsten Verkehrs nie vergessen. Was sie in ihrem allzu kurzen Dasein auch noch erlebte, verblaßte gegen das Glück, das sie mit dem Bruder und durch ihn genossen. Leicht zu scharfen Vergleichen geneigt, maß sie die ihr nähertretenden Personen an der geistigen und seelischen Höhe des Bruders und erlebte dadurch die bittersten Enttäuschungen.

Seit sie nach ihrer Verheiratung 1773 für immer von Wolfgang getrennt war, litt sie innerlich schwer unter der Entbehrung seines Umgangs. Selbst ihr vortrefflicher und geistig hervorragender Gatte vermochte die Lücke nicht auszufüllen. Wer Kornelia recht beurteilen will, muß zuerst in Betracht ziehen, daß ihr Schicksal die alte und ewig neue Tragödie der Schwester war. Sie liebte den Bruder am meisten unter allen Menschen, mußte aber naturgemäß zurücktreten, wo sie hätte ganz und ewig besitzen mögen. Wie hätte sie den Einzigen leicht entbehren können, der sie wortlos begriff und den sie selbst ganz verstand und eigentlich keiner Anderen gönnte. —

In sechs Wochen war die dramatisierte „Geschichte Gottfrieds von Berlichingen" vollendet. Goethe sendet eine Abschrift davon an Herder und an Merck in Darmstadt, den neu gewonnenen, hochgebildeten und in Bezug auf Kritik ungemein scharfsinnigen Freund. Dieser bringt dem Werke wohlwollendes Verständnis entgegen, Herder statt dessen tadelt vieles daran mit der Strenge eines Zuchtmeisters. Dies Urteil verstimmt oder entmutigt Goethe aber keineswegs. In demütiger Anerkennung der Autorität Herders stimmt er dessen Einwänden zu und erklärt ferner, daß die Arbeit „eingeschmolzen, von Schlacken gereinigt und mit edlerem Stoff versetzt und umgegossen werden müsse." Bald, sehr bald soll das geschehen. Sein Aufenthalt in Wetzlar von Mitte Mai bis Ende September 1772 drängte aber die Ausführung einstweilen noch zurück.

Jedoch gleich nach der Heimkehr von dort wird die Umformung vorgenommen. Trug die erste Fassung den bereits angeführten Titel, so heißt das neue Drama einfach „Götz von Berlichingen", ein Schauspiel, unter welchem Namen es im Juni 1773 erschien. Da Goethe selbst die Mittel für den Druck fehlten, schoß Freund Merck bereitwilligst die Kosten vor.

Kaum war das Buch von Frankfurt hinausgegangen, als der biedere Götz mit seiner Eisenfaust bereits eine ganze Schar bewundernder Verehrer um sich vereinigte. Die lebendig greifbare Figur des ritterlichen Selbsthelfers in böser Zeit, der Drang nach Freiheit und Unabhängigkeit in manchen anderen Gestalten

des Dramas, die fesselnde Zeichnung der Gegenbilder, die kraftvolle originelle, ihre Frankfurter Quelle nicht verleugnende Sprache und zuletzt, jedoch nicht am letzten, der volkstümliche deutsche Geist, der die Handlung durchwehte, ergriffen die Gemüter und erweckten eine allgemeine Begeisterung für den jungen Schöpfer des gewaltigen Werkes. Und wie jubelten erst die Anhänger der neuen litterarischen Bewegung, deren Forderungen: Rückkehr zur Natur, Befreiung von veralteter Technik und Mode, echtes Empfinden und kraftvolle Wahrheit anstatt blasser erkünstelter Gedankenpoesie in dem einzigen Werke glänzende Erfüllung fanden! Ueber Nacht wurde der junge Goethe ein berühmter Mann und zugleich das führende Oberhaupt einer Partei, die den Kampf mit den veralteten Richtungen begonnen hatte und später nach manchen Ausschreitungen den Namen der „Stürmer und Dränger" erhielt. Doch neben der Bewunderung fehlte es dem jungen Dichter nicht an heftigen Angriffen der Gegner. Sie erschracken vor der Formlosigkeit des szenischen Gefüges, vor manchen kühnen Gedanken, erkannten aber keineswegs die Absicht des Dichters, das echt Menschliche zu verherrlichen und der Lüge die Wahrheit, der Falschheit die Treue gegenüberzustellen.

Goethe wehrte die auf ihn gerichteten Pfeile geschickt ab. Obwohl er zwar glaubte, in unbewußt glücklichem Schöpferdrang etwas Gutes hervorgebracht zu haben, umnebelten ihm Ruhm und Anerkennung den klaren Sinn doch keineswegs. Alsbald sieht er selbst ein, daß man Shakespeare nicht blindlings zum Muster nehmen, keineswegs in Unförmlichkeiten und im Regelspott schwelgen dürfe, vielmehr mit künstlerischem Gefühl glücklich zu vermeiden habe, von einem Extrem ins andere zu fallen. Als die Stürmer und Dränger im Namen des Naturevangeliums noch Geschmacklosigkeiten aller Art begingen, hatte Goethes Poetenauge bereits richtig erkannt, daß er in dem ehrlichen Drange, wahr zu sein, die Grenzen der Schönheit nicht übersehen dürfe, wenn er anders seiner Eigenart gemäß noch Großes hervorbringen wolle.

Obwohl im Götz von psychologischer Vertiefung noch nicht viel zu merken ist, die Szenen hingegen ruckweise und unvor-

bereitet aufeinanderfolgen, kann man die naturgetreue Wiedergabe einiger in's mittelalterliche Kostüm gesteckten lebenden Modelle nicht genug bewundern. Namentlich das Bild der Mutter des Dichters, die als Götzens ehrenfeste heitere Gattin gezeichnet ist, während er in der Figur des Weislingen den eigenen Wankelmut und seine Verschuldung an Friederike scharf verurteilt. Die Verlassene diente als Modell für die unglückliche Maria, doch mangelt dieser die Frische, die herzgewinnende Natürlichkeit der lieblichen Pfarrerstochter von Sesenheim.

Als Goethe „Götz von Berlichingen" schuf, stand er noch viel zu sehr im Banne seiner Liebe, um die Linien dieser Gestalt mit sicherer Hand ziehen zu können. Aber das Bild der verlassenen Geliebten ist ihm weiter nachgegangen. In Maria im „Clavigo", Stella im gleichnamigen Drama und Gretchen im „Faust" verherrlicht er sie, klagt er sich dagegen an und setzt so seiner Schuld gleichsam ein unvergängliches Denkmal.

Mit der Vollendung der ersten Niederschrift des Götz kehrte die Ruhe noch nicht in Goethes Gemüt zurück. Wie ein Verbannter, Verfolgter streift er oft einsam in der Vaterstadt und deren Umgebung umher, ohne den Sturm in der Brust beschwichtigen zu können. „Den Wanderer", „den Pilgrim" nennt er sich zu jener Zeit. Er trotzt Unwettern und „singt dabei leidenschaftlich seltsame Hymnen und Dithyramben vor sich hin". Pindar, der größte Lyriker des Altertums, befreit ihn von der Fessel des Reimes, die Gesänge Ossians, die er in Straßburg eifrig studierte, schärften sein Ohr für die Urklänge der Poesie in der Natur, und der Gedanke an Shakespeare, sein höchstes Vorbild, begeistert ihn immer wieder zu titanenhaftem Streben und verleiht seinen Schwingen neue Spannkraft. Gestalten wie Cäsar, Sokrates und Faust gehen ihm durch den Sinn, auch Lieder mögen in jener Epoche entstanden sein, die sich nicht mehr genau bezeichnen lassen. Ein Brief an Kestner — am Weihnachtsmorgen 1782 geschrieben — ist jedoch erhalten, den man dem schönsten Gedichte Goethes gleichstellen kann. Vom Weihnachtslied des Türmers geweckt, steht er morgens früh auf und schildert dem Freunde den Gang am Christabend vorher durch die düstere

Stadt und über den lichterhellten Weihnachtsmarkt. Er malt förmlich mit Worten das fesselnde Nachtbild und das Heraufdämmern des jungen Tages und verbindet die empfangenen Eindrücke mit den Stimmungen des eigenen Herzens. Wie Goethe in Anderen lebte, wie jeder äußere Anlaß sein poetisches Empfinden befruchtete, dafür bietet dieser Brief ein glänzendes Zeugnis.

Nach der Rückkehr von Straßburg mied Goethe jeden näheren Verkehr mit weiblichen Wesen. Im kommenden Frühjahr jedoch, während seine Verbindung mit Merck fester wurde, bewegt er sich schon wieder freier im Freundinnenkreise Kornelias und zwischen dem etwas sentimental gestimmten Damenumgang des Darmstädter Freundes.

In die Jahre 1772 und 1773 fällt Goethes kritische Thätigkeit an den „Frankfurter Gelehrten Anzeigen", einer bedeutenden Zeitschrift, die für die neue Richtung in der Litteratur eintrat. Merck, an dem Unternehmen beteiligt, führte Goethe dem Blatte als Mitarbeiter zu und beeinflußte ihn auch bei Abfassung einer Reihe kleiner parodistischer Dramen voll quellender Kraft und genialem Uebermute, die Anfangs der siebziger Jahre entstanden.

Bunt und reich an dichterischen Leistungen wie die Entstehungszeit des Götz ist für Goethe gleichfalls das Jahr 1773. Im Herbste desselben schuf der junge Dichter wohl die ersten Szenen zum „Faust" und das Fragment „Prometheus", dessen kühner Gedankenflug und leidenschaftlicher Freiheitsdrang deutlich verraten, wie es damals noch im Gemüte des Dichters brauste und gährte. Daß die Stimmung, aus der Götz hervorging, sein Gemüt noch immer beherrschte, dafür zeugen auch das Fragment zu einem Drama „Mahomet" (Mahomets Gesang) und das von hohem lyrischen Schwunge getragene Gedicht „Wanderers Sturmlied".

Im Dezember 1773 verheiratete sich Kornelia Goethe mit Johann Georg Schlosser, badischem Hof- und Regierungsrat. Nach dem Verlust der geliebten Schwester klaffte eine Lücke in des Dichters Leben, die sich so leicht nicht ausfüllen ließ. In damaligen Briefen beklagt er das Zerreißen des reinsten Seelen-

bundes, erkennt er dankbar an, was Kornelia ihm gewesen und meint nach der Abreise des jungen Gatten in wahrhaft eifersüchtigem Schmerz: „Ich sehe einer fatalen Einsamkeit entgegen."

Doch gerade diese Einsamkeit sollte zum geistigen Wohlthäter für ihn werden und in einer neuen Schöpfung die Elemente versammeln, die sich „schon seit ein paar Jahren in ihm herumgetrieben" und sein Herz „geängstigt und bedrängt" hatten. Im Februar und März 1774 entstand in wenig Wochen der Roman „Die Leiden des jungen Werthers", jenes Manifest der empfindsamen Zeitgenossen und die erste unmittelbare und rückhaltlose Beichte der inneren Erlebnisse und Seelenkämpfe des jungen Dichters.

Von allem, was ihn beengte und bedrückte, befreite er sich in diesem Buche und verlieh damit zugleich den mehr oder minder klaren Empfindungen von Tausenden beredten Ausdruck.

Daß das Gewebe des Romans aus wirklichen Eindrücken gesponnen wurde, bedarf hier kurzer Erwähnung. Goethe hatte während seines Aufenthaltes in Wetzlar sich leidenschaftlich in die schöne und liebenswürdige Lotte Buff verliebt, obwohl diese bereits seit mehreren Jahren mit einem braven hochgebildeten Manne, dem damaligen Legationssekretär Joh. Christian Kestner, verlobt war. Diese unerwiderte Liebe verzehrte wahrhaft den jungen Dichter innerlich und ließ ihn, den kaum von einem großen Seelenschmerze Genesenen, lange nicht aus qualvoller Unruhe herauskommen. Mehrmals scheint er nach der Rückkehr von Wetzlar daran gedacht zu haben, sich in irgend einem poetischen Werke innerlich zu befreien, allein noch fehlte ihm der Kern, um den sich Gedanken und Empfindungen kristallisch zusammenschließen konnten. Da erschoß sich im Herbste 1772 in Wetzlar aus unglücklicher Liebe der Goethe bekannte Karl Wilh. Jerusalem, dessen Tod den Dichter tief erschüttern, mit eigenen Selbstmordgedanken erfüllen, ihm aber auch plötzlich den Plan zur Fabel des Romans eingeben sollte. Dies geschah zu einer Zeit, als es während Goethes Verkehr mit der jungen Frau Maxe Brentano, geborene la Roche, unter der leichten Asche, die auf das schmerzliche Wetzlarer Erlebnis gefallen, wieder zu glühen

begann. Gewann diese Gelegenheitsschwärmerei zwar keine solche Macht über Goethe wie seine Leidenschaft für Lotte, so gab sie doch den Anstoß zur endlichen Gestaltung des lange im stillen vorbereiteten Werkes.

Herrschte im Götz die bunteste Mannigfaltigkeit des Lebens, waren die Figuren dieses Dramas noch in die ideale Ferne gerückt, so spielen sich in Werthers Leiden ergreifende Menschenschicksale in engem Rahmen und in der unmittelbaren Gegenwart ab. Goethe geht also einen Schritt weiter als im Götz: er hebt die Wirklichkeit ins Bereich der Poesie, fragt nichts nach der Mode, die damals vom Roman abenteuerliche Verkettungen, übertriebene Ausnahmscharaktere und seltsam verlaufende Kämpfe verlangte, erhebt vielmehr das Herzensleben der Zeitgenossen zum höchsten Gegenstande poetischer Darstellung. Und diese geistige Großthat des jungen Goethe sollte ihren Widerhall nicht nur in Deutschland, nein, in ganz Europa finden.

Doch ganz abgesehen von den mit lebendiger Wahrheit und höchster Anschaulichkeit geschilderten Liebeswirren, in die eine edle Natur unwiderstehlich hineingezogen wird, abgesehen auch von der ungemein straff geführten Handlung, welche reizenden Bilder von Personen und Oertlichkeiten bietet der Roman! Alles lebt und atmet, selbst die stumme Natur, die stets in wunderbarem Einklang mit den Empfindungen der handelnden Personen gesetzt ist. Manche Vorgänge machen geradezu den Eindruck wie gemalt und lassen es leicht begreiflich erscheinen, daß sie unzählige Male dargestellt wurden. Man denke nur an die Brunnenszenen, an Lotte, wie sie den Kindern das Brod schneidet, und an Werther und Lotte am Fenster während eines Gewitters. Nie mehr hat Goethe das Milieu inniger und treuer geschildert wie hier, nie mehr ist ihm das Echo seiner Worte so klar aus unzähligen Herzen entgegengeklungen wie nach dem Erscheinen von Werthers Leiden.

Ungeheuer war der Erfolg des Romans, der in der Herbstmesse 1774 erschien. Wir Nachlebenden vermögen uns noch kaum einen Begriff davon zu machen, welch einen dämonischen Zauber er auf die Zeitgenossen ausübte. Wer versetzte sich nicht

in die Seele des unglücklichen Werther, wen empörte nicht wie ihn die Härte des Schicksals! Eine förmliche Wertherkrankheit ergriff die Mitlebenden und trieb sie zu lächerlichen und gefährlichen Ausschreitungen. Das Wertherkostüm, der blaue Rock und die gelben Beinkleider werden Mode, in die Gespräche der Liebenden drängen sich Wertherische Phrasen, auf Stammblättern drückt man eigene Gedanken mit dessen Worten aus. Ja, das noch in gläubiger Frömmigkeit erzogene Geschlecht beginnt sich sogar wie Werther aus grenzenlosem Leid gleichfalls durch Selbstmord zu erlösen. Ein wahrer Sturm bricht los, Alt und Jung steht sich für oder wider Werther in zwei Heerlagern gegenüber.

Dem stürmischen Lob folgte alsbald bitterer Tadel. In heftigen Worten verwirft Lessing die Weichheit des Romans, entrüsten sich fromme oder moralisch gesinnte Kritiker über dessen entsittlichende Wirkung. Doch kein noch so lauter Einwand ändert etwas an der Thatsache, daß das Buch immer weiter dringt und der deutschen Litteratur den ersten Platz in der Weltlitteratur erobert.

Wie aber verhielt sich der Dichter zu all dem Lob und Spott, die ihn in wildem Strudel umrauschten? — In wiedergewonnenem Frieden vergnügt er sich auf dem Eise, zeichnet und musiziert er, liest im Homer, besucht eifrig die Vorstellungen der Marchandschen Gesellschaft im Theater zum Junghofe und bleibt gegen Freunde und Fremde der wohlwollende einfache Geselle wie früher. In jener Zeit nennt ihn Knebel, der Hofmeister der Weimarschen Prinzen, den besten und liebenswürdigsten aller Menschen. Er hat ihn einen ganzen Tag in Frankfurt allein genossen und noch mit nach Mainz genommen, weil er sich augenscheinlich nicht zu schnell wieder von ihm zu trennen vermochte. Doch trotzdem sie von weit und breit kommen, um Goethe zu feiern, beschleicht im Hinblick auf die Zukunft noch oft Kleinmut dessen Herz, fragt er mitten im ersten Beifallssturm den bereits im sicheren Hafen gelandeten Freund Kestner: „Was wird aus mir werden? O, Ihr gemachten Leute, wieviel besser seid Ihr daran . . .“



V.

Goethes Frankfurter Freundeskreis.

Wirklich bedeutende und dabei sittlich hochstehende Menschen offenbaren ihre Größe nicht nur in ihren Schöpfungen, sondern oft auch durch ihr Verhalten in der Gemeinschaft mit Anderen, durch die werkthätige Liebe, womit sie ihre Beziehungen zu Freunden adeln, vertiefen und weit über den gewöhnlichen Maßstab alltäglicher Verbindungen hinausrücken.

Wie als Dichter, so gleicht auch Goethe in diesem Punkte einer Sonne, die Licht und Wärme weit hinausstrahlen läßt, zumeist jedoch denen davon spendet, deren Bahnen ihrem feurigen Kerne am nächsten kommen. Schon in der Knabenzeit übte Goethes warmherziges Wesen einen Zauber auf Jung und Alt aus, sproßte nicht nur ihm, nein, auch Anderen reicher Segen aus seinen mannigfaltigen vaterstädtischen Beziehungen. Und wie fest prägten sich die Bilder der alten Freunde seinem Gedächtnisse ein, wie treulich vermochte er noch als Greis ihre wichtigsten Züge in „Dichtung und Wahrheit" treffsicher wiederzugeben! Durchwandern wir im Geiste die Kindheit, die weite luftige Vorhalle zu dem edlen wunderbar gefügten Bau dieses reichen Lebens, so blicken außer den liebevoll ausgeführten Gemälden der Eltern und Verwandten noch eine ganze Gallerie fesselnder und eigenartiger Charakterköpfe auf uns nieder.

Zunächst zieht uns das Bild eines Knaben an. Goethe nannte den kleinen treuen Freund „Pylades“, wahrscheinlich hieß er in Wirklichkeit Wilhelm Karl Ludwig Moors und war der Sohn des gleichfalls im Hirschgraben wohnenden Senators Moors. Bis in die siebziger Jahre hinein dauerte die Freundschaft der an einem Tage geborenen Jugendgenossen, dann verwischen sich ihre Spuren.

Es folgt die stattliche Gruppe der Frankfurter Maler aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, mitten in derselben die ritterliche Gestalt des dem Knaben Wolfgang wohlgesinnten Königsleutnants Grafen Thoranc. Noch einige Figuren aus der französischen Besetzungszeit fesseln Auge und Sinn. Vor allem das zur französischen Komödie gehörende Geschwisterpaar Derones, jener kecke aufgeweckte Knabe mit dem Hang zu prahlerischem Großthun und dessen wenig ältere schöne Schwester, die bereits frühe über die zerrütteten familiären Verhältnisse ein tiefes Seelenleid mit sich herumtrug und in ihrem traurigen Ernste Wolfgangs stille Verehrung gar nicht weiter beachtete.

Auch das heitere Antlitz des liebenswürdigen Hausgenossen und Hausfreundes der Goethischen Familie, Kanzleidirektor Moritz, und der bedeutendere Kopf seines jüngeren Bruders, Legationsrat Moritz, welcher den Knaben tiefer in die Geheimnisse der Mathematik einweihte, haben guten Platz gefunden, ebenso ein dritter gütiger Hausfreund, der alte Rat Schneider. Wolfgang hat es nie vergessen, daß dieser ihn schon frühe mit Klopstocks „Messias“ bekannt machte, ein Werk, das der Vater nicht anschaffen wollte und scharf verurteilte, weil es in freien Rhythmen geschrieben war, die bei ihm nicht als Verse galten.

Noch eine Reihe Altfrankfurter Portraits, teils mehr, teils weniger ausgeführt, gehören zu dieser Gruppe. Zuerst die würdige Gestalt der Klettenberg in ihrer nonnenhaften Herrnhutertracht, dann das bedeutendste Mitglied des frommen Kreises der „schönen Seele“, der Geheime Legationsrat Karl von Moser. Dieser glänzende Geist und mutige Mann übte einen weitgehenden Einfluß auf Goethe aus, er regte ihn durch sein mit unerschrockenem Freimut geschriebenes Werk „Der Herr und der Diener“ (Frank-

furt 1759) zum Nachdenken über das rechte Verhältnis zwischen den Fürsten, den Beamten und den Unterthanen an und blieb auch als als religiöser Dichter nicht ohne Einwirkung auf Wolfgangs frühe geistliche Lieder und sonstige biblische Dichtungen.

Mosers Nachbar ist der Freiherr Johann Michael von Loen, Schwager von Goethes Großmutter Textor, ein geistvoller Mann, der mit seinem berühmten Buche „Der redliche Mann am Hofe oder die Begebenheiten des Grafen Rivera" (1740) ähnlichen Lebensidealen Ausdruck gab, wie Moser, und in seinen „Kleinen Schriften" viel Wichtiges aus dem alten Frankfurt mitgeteilt hat. Loen wirkte zwar nicht persönlich auf den jungen Goethe, jedoch in der Familie war viel von dem merkwürdigen Manne die Rede, den Friedrich der Große zu einer wichtigen Stelle berief. Wolfgangs Vater war nicht damit einverstanden, daß Loen dem Rufe folgte, und warnte bei seiner Erwähnung stets vor Hof- und Herrendienst, für den nach Ansicht des kaiserlichen Rates ein richtiger Frankfurter überhaupt keine Anlagen mit auf die Welt brachte. Daß man auch an Höfen sein besseres Selbst nicht aufzugeben braucht und durch angeborenen Geistesadel ebenbürtig neben dem Fürsten auf der Menschheit Höhen wandeln kann, sollte ihm später der eigene Sohn beweisen.

In den Kreis der berühmten Frankfurter gehören auch der Baron von Häckel, der gelehrte Doktor Orth und die Gebrüder Senckenberg, in erster Linie der Doktor Joh. Christian Senckenberg, der Stifter der bekannten Frankfurter naturwissenschaftlichen Institute, sowie des Bürgerhospitals. Orths Anmerkungen zu dem Gesetzbuch der alten Reichsstadt, „Die Frankfurter Reformation", studierte der Jüngling Goethe fleißig, Häckels großartige Sammlungen von Gemälden, Kupferstichen und Antiken müssen dem Dichterknaben schon frühe bekannt gewesen sein. Wohnte er doch nach dem Tode Häckels (1760) der Auktion der Kunstgegenstände von Anfang bis zu Ende bei und erstand sogar Manches, dessen Besitz ihm noch im Alter Freude bereitete. Häckel war ein Sonderling wie der Doktor Senckenberg. Dieser stets sehr sorgfältig gekleidete und wohl gepuderte Herr ging immer im Zickzack über die Straße, um, wie die Spötter sagten,

„den vielleicht durch ihn abgeschiedenen Seelen aus dem Wege zu gehen", die ihn nach Geisterart in gerader Linie wohl verfolgt haben möchten.

Komische Figuren bildeten auch die drei dem Goethischen Hause im Hirschgraben gegenüber wohnenden Gebrüder von Ochsenstein. Die einsamen Männer, sonst sehr abgeschlossen lebend, müssen ihre Freude an dem geweckten Knaben gehabt haben. Als dieser in der ersten Kindheit eines Tages irdene Schüsseln, Töpfe und sonstiges zerbrechliches Geschirr auf die Straße warf und seine Lust am Knallen hatte, freuten sich die Ochsensteins gleichfalls und riefen ihm so lange zu „Noch mehr, noch mehr"! bis Wolfgang die ganze Küche ausgeplündert hatte.

Nur Skizzen hat Goethe von diesen schalkhaften Gesellen entworfen, künstlerisch fein ausgeführte Gemälde schuf er statt dessen von anderen Beschützern seiner reiferen Knabenjahre, vom Hofrat Hüsgen, dem Kriegsrat von Reineck und dem Schöffen und späteren Bürgermeister Joh. Daniel von Olenschlager. Die drei Männer verdienen aber auch die von Goethe auf ihre Gemälde verwandte Sorgfalt und den guten Platz, den der Dichter diesen im Bildersaale seiner Kindheit anwies. Jeder von ihnen, der pessimistische und in manchen Künsten, vorzüglich in der Mechanik bewanderte Hüsgen, der durch und durch rechtschaffene, jedoch nach der Entführung seiner Tochter verbitterte Reineck, der heitere, französisch gebildete Weltmann und Theaterliebhaber Joh. Daniel von Olenschlager, liebten Wolfgang sehr und wollten seine vielseitigen Gaben nach eigenem Ermessen in bestimmte Bahnen lenken.

Der Verkehr mit den Genannten bereicherte den heranwachsenden Knaben mit Kenntnissen aller Art, er schärfte die ihm angeborene Beobachtungsgabe und warf eine Fülle von Anregungen in sein Gemüt, die den schöpferischen Drang in ihm befruchten und ihn schon frühe zur Erreichung der höchsten Ziele anspornen sollten. Namentlich bestimmten die Dilettantenaufführungen im Olenschlagerschen Hause Wolfgangs dramatische Versuche bis in die Leipziger Zeit hinein.

Vielleicht mag auch der Verkehr mit einem theaterkundigen

Manne jener Zeit, dem Aktuar der älteren Bürgermeister-Audienz Johann Jakob Disenbach, nicht ohne Einfluß auf Goethes damalige Vorliebe für die französische Form des Dramas gewesen sein. Disenbach, ein Mann von umfassendem Wissen, großen Sprachkenntnissen und dichterischen Talenten, stand in Gunst bei Goethes Großvater und unterhielt auch augenscheinlich Beziehungen zu seinen Eltern. Er hat also zweifellos die Entwickelung des hochbegabten Knaben bis zu seinem 1767 erfolgten Ableben verfolgt und ihm sicher als genauer Kenner der dramatischen Litteratur manch wertvollen Aufschluß auf diesem und vielleicht auch auf anderen Gebieten gegeben.

Die Reihe der vornehmen Frankfurter schließt das gelungene Portrait des Bürgermeisters von Uffenbach, der, wie bereits früher einmal erwähnt, durch die in seinem Hause gegebenen Konzerte, überhaupt durch seine Förderung des musikalischen Lebens in Frankfurt auch in dem Knaben und Jüngling Goethe die Vorliebe für diese Kunst nährte, ihm auch öfters seine wertvolle Sammlung verschiedenster Kunstgegenstände und italienischer Musikalien zeigte.

An manchen fesselnden Skizzen origineller Frankfurter aus Goethes Kindheit, z. B. an denjenigen der Lehrer des Dichterknaben und des Juweliers Lautensack, dessen Geschicklichkeit bei der Herstellung künstlerisch ausgeführter Schmuckgegenstände der lernbegierige Knabe so oft bewunderte, müssen wir vorbei gehen, ohne ihnen eingehende Beachtung zu schenken. Nur noch vor dem in weichen und duftigen Farben gemalten Pastellbilde eines bildschönen Mädchens bleiben wir bewundernd stehen, ehe wir den jungen Dichter in seinem anregenden Verkehr mit Frankfurter Freunden und Freundinnen Ende der sechziger und anfangs der siebziger Jahre weiter verfolgen. Es ist das Portrait Gretchens, jenes züchtig ernsten Mädchens, das der Knabe liebend verehrte und das ihm in Zeiten jugendlicher Verirrung schützend wie ein Engel zur Seite stand.

Daß der Genius tausendfältig zurückgiebt, was er an kleinen und großen Gaben von Anderen empfangen, beweist auch diese Gallerie Frankfurter Portraits aus Goethes Frühzeit, von denen

jedes einzelne wiederum eine mehr oder minder starke Quelle seiner geistigen Entwickelung sinnbildlich darstellt. Und dieser tiefe Zug der Dankbarkeit, der den Knaben keine ihm gewordene Anregung, keine geistige Spende vergessen ließ, ist auch dem Leipziger und Straßburger Studenten eigen und bildet eine besonders fesselnde Seite in dem liebenswürdigen Wesen des jungen Frankfurter Dichters und Advokaten.

Goethe hat der zwischen seine Rückkehr von Leipzig und den Abgang nach Straßburg fallenden Frankfurter Zeit, also vom September 1768 bis 1770, in seiner Selbstbiographie nur eine sehr knappe Schilderung zu teil werden lassen. Daß er aber das Leben in Leipzig wenigstens innerlich noch über ein Jahr fortsetzte, beweisen seine Briefe und andere zeitgenössische Dokumente. Trotzdem geben auch diese nur ein unvollkommenes Bild von seinen damaligen Frankfurter Beziehungen.

So erfahren wir nichts von Goethes Verkehr mit dem bereits früher erwähnten hiesigen Arzte und Dichter Johann Michael Hoffmann, einem der geistreichsten Köpfe Frankfurts zu jener Zeit. Hoffmann wurde wegen seiner Abstammung von einem Scharfrichter erst nach längeren Kämpfen, wie Goethe gelegentlich der Darstellung der humanistischen Bestrebungen in seiner Jugendzeit berichtet, durch das geschickte Vorgehen eines vorzüglichen Sachwalters in das Kollegium der Frankfurter Aerzte aufgenommen. Er hatte also den Druck persönlicher Unfreiheit und veralteter Vorurteile am eigenen Leibe erfahren und wurde nun selbst ein Anwalt der Unterdrückten. Hauptsächlich kämpfte er gegen jeglichen Zwang in seinen früher genannten Dramen „Die Korsen“ und „Die Konföderierten und Dissidenten“, in denen Hoffmann zugleich seinem glühenden Freiheitsdrang und lebendigen Unabhängigkeitsgefühl Luft verschaffte. Goethe, damals gleichfalls von der humanistischen Zeitströmung ergriffen, wird, falls er den merkwürdigen Mann noch nicht kannte, ihm nach Kenntnis seiner Werke näher getreten sein.

Durch Hoffmann und ein anderes Frankfurter Original lernte Goethe gerade zu jener Zeit menschliche Gegensätze in schroffster Form kennen. Der sonst höchst achtbare hiesige Advokat

Johann Balthasar Kölbele war ein Gegenfüßler Hoffmanns und vertrat in seinen Romanen und moralphilosophischen Schriften etwas engherzige und rückschrittliche Gesinnungen. Von frömmelnden Anschauungen beherrscht, verdammte er zumeist das Theater als Verbreiter entsittlichender Empfindungen und machte durch seine in diesem Sinne abgefaßten Eingaben an den Rat den hier auftretenden Wanderprinzipalen viel zu schaffen.

Kölbele, ein alter Junggeselle, verkehrte damals häufig im Freundinnenkreise Kornelias, er hielt diesem sogar moralphilosophische Vorträge, deren Zuhörer gewiß auch Goethe manchmal gewesen ist. Dessenungeachtet fehlt das Portrait dieser merkwürdigen Frankfurter Persönlichkeit in „Dichtung und Wahrheit". Nur aus Kornelias Aufzeichnungen und einem Briefe Goethes von Leipzig an seinen Jugendfreund Riese erfahren wir etwas über Kölbele, dessen große Füße er mit denjenigen Gottscheds vergleicht.

Da der Dichter seinen Werdegang bis zur Uebersiedelung nach Weimar 1775 erst als alter Mann in einer abgerundeten klassischen Biographie schilderte, sind ihm, namentlich für einige Lebensabschnitte, manche Bilder aus der Kindheit und Jugend gänzlich verblaßt, andere Spuren früherer Verbindungen durch die Wucht späterer Eindrücke vollständig ausgelöscht worden. Will man deshalb den Frankfurter Goethe und die aus dem heimatlichen Boden geflossenen Quellen seiner Bildung einigermaßen verstehen, so ist es nötig, die Lücken in „Dichtung und Wahrheit" auf Grund der lokalhistorischen und anderer Forschungen zu ergänzen.

Für verschiedene Stellen in den satyrischen Dramen, die Goethe anfangs der siebziger Jahre in Frankfurt schrieb, fehlt noch die genügende Erklärung. Daß er bei manchen kecken Seitenhieben auch an den engherzigen Moralphilosophen Kölbele gedacht haben mag, dürfte unschwer zu beweisen sein.

Nach der Rückkehr von Leipzig, wo der Student öfters mit seinem späteren Schwager Joh. Georg Schlosser in Berührung kam, ist er wohl auch dessen älterem Bruder, dem Frankfurter Advokaten und späteren Schöffen und Bürgermeister

Hieronymus Peter Schlosser, näher getreten. Die beiden Brüder und der nachmalige bedeutende Theologe Griesbach in Jena wurden dem Knaben schon als Muster zum Nacheifern aufgestellt und erregten auch noch später oft dessen Bewunderung. Am meisten fesselte ihn Hieronymus Schlosser, sowohl als tüchtiger eleganter Rechtsgelehrter, wie als Mann von umfassendem Wissen und poetischen Talenten. Goethe beriet sich oft mit ihm über seine juristische Laufbahn, er konnte sich keinen sicherern Führer denken, als den älteren Schlosser, der nun wieder seinerseits den jungen Dichter in vielfacher Hinsicht unterstützte, ihm auch einmal in einem lateinischen Gedicht für einen von Goethe gemalten Ofenschirm dankte. Als Antwort widmete ihm dieser die bekannten hübschen Verse. — Durch die Gebrüder Schlosser lernte Goethe auch den Darmstädter Kriegsrat Merck kennen, dessen kritischer Einfluß alsbald von großer Wichtigkeit für ihn wurde.

Nach solch vielseitigem Umgang ist es kein Wunder, daß der einundzwanzigjährige Goethe dem Straßburger Freundeskreise oft den Eindruck eines gereiften Mannes machte und hauptsächlich durch seine große Duldsamkeit Achtung einflößte. Er hatte ja bereits in Frankfurt Personen aller Art kennen gelernt und nicht nur in der eigenen Familie, sondern auch in seinen sonstigen Beziehungen die verschiedenste menschliche Eigenart zu würdigen und zu dulden versucht. So war es ihm mittlerweile zur anderen Natur geworden, mild und gütig zu sein und das Wesen anderer aus ihrer Entwickelung heraus zu begreifen.

Die eigentliche Blütezeit von Goethes Frankfurter Verkehr sind die Jahre 1773 und 1774, jene Epoche reichen Schaffens, in der selbst das geringste Vorkommnis zum Anlaß wurde, ihn mit poetischen Stimmungen und Vorwürfen zu bereichern. Der Goethe zu jener Zeit spendet nicht nur Schätze in seinen Werken, er schenkt auch seinen Freunden solche und gleicht ganz und gar dem König in der Sage, der desto reicher wird, je mehr er Anderen von seinem Golde mitteilt.

Der Sommer 1773, der erste, den der Dichter seit Jahren wieder in Frankfurt verlebte, bringt ihn in besonders herzliche Beziehungen zu den Jugendfreunden Horn, Krespel und dem

erprobten treuen Riese, (späteren Verwalter des städtischen Armenamts) sowie den Freundinnen Kornelias. Zu den drei hübschen und lebhaften Töchtern des Kaufmanns Gerock und den Schwestern Krespel waren inzwischen noch zwei anmutige Frankfurterinnen, Susanna und Anna Sybilla Münch, und die von Düsseldorf nach Frankfurt gezogene Johanna Fahlmer, ein geistvolles, älteres Mädchen und Verwandte der Gebrüder Schlosser, hinzugekommen. Manchmal nahmen an den Zusammenkünften der jungen Leute auch die hier zu Besuch weilende Frau Jacobi, in dem Kreise „Mamachen“ genannt, und die jüngere Halbschwester Jacobis in Düsseldorf, die sogenannte „hannövrische Lotte“, lebhaften Anteil. Durch diese beiden Frauen und die ihnen verwandte Johanna Fahlmer wurde Goethes Bekanntschaft mit dem Dichter Jacobi in Düsseldorf vermittelt, auf dessen etwas weichliche Natur es wie ein frischer Luftstrom von Goethes ursprünglichem Wesen überging.

Goethes Frankfurter Freundeskreis kam jede Woche an einem bestimmten Tage zusammen. Im Winter wurde abends gelesen und musiziert — der Dichter spielte damals eifrig Violoncell — während des Sommers machte man gemeinsame Ausflüge und Wasserfahrten. Bei denselben wurden die noch nicht verlobten Damen und Herren im sogenannten Mariagespiel für Tage, Monate oder sogar für den ganzen Sommer als scheinbare Ehegatten zusammen verbunden. Die längste derartige Vereinigung eines jungen Paares nannte man eine Sommerehe.

Goethe hat in verschiedenen Abschnitten seiner Lebensgeschichte das Mariagespiel und das lustige Treiben der Freunde und Freundinnen sehr anschaulich geschildert, nur getäuscht durch die Erinnerung, in eine frühere Zeit verlegt. So hören wir von einer komischen Rede, die Joh. Bernhard Krespel, späterer Rat und Archivar, mit Ton und Geberden eines Kapuziners vor der Auslosung der Paare hielt, und erfahren ferner, daß der kleine unschöne Horn, nachmaliger Kriegszeugschreiber, meist „Hörnchen“ genannt, die Zielscheibe des Witzes der ausgelassenen Gesellschaft war, was dieser aber mit unverwüstlicher Heiterkeit ertrug.

All' die hübschen Mädchen des Zirkels, auch Johanna Fahlmer, der man den Namen „das Tantchen“ gegeben hatte, hingen mit herzlicher Bewunderung an Goethe; ihm hat dagegen auch in dieser Zeit keine, selbst die allgemein bewunderte Lisette Runkel nicht, leidenschaftlichere Empfindungen eingeflößt. Dies lag jedoch keineswegs an dem Mangel körperlicher und geistiger Vorzüge bei den Frankfurterinnen, sondern an der Thatsache, daß Goethes Herz fast immer schwer verwundet war, wenn er nach Frankfurt zurückkehrte. Sowohl nach der Leipziger, wie Straßburger und Wetzlarer Zeit verlangte es ihn nicht nach Liebe, vielmehr nach zartem weiblichen Verständnis für sein Streben und nach echter freundschaftlicher Teilnahme an den still durchkämpften Herzenswirren, die ihn damals bedrängten. Und beides haben ihm die Landsmänninnen selbstlos in reichstem Maße entgegengebracht.

Einmal freilich scheint es aber doch, als ob Goethe der schönen Susanna Münch, die mit Lotte an einem Tage geboren war und auch Aehnlichkeit mit dieser besaß, tiefere Empfindungen gewidmet hätte. Er schreibt im Sommer 1773 an Kestner, daß er ihr im Spiele als Gatte zugefallen sei und sie gerne heiraten würde. In „Dichtung und Wahrheit“ spricht Goethe nur von der fünf Jahre jüngeren Schwester Susannas, der 1758 geborenen Anna Sybilla Münch, einem häuslichen, schönen und verständigen Mädchen, das er sich gerne als Frau hätte denken mögen. Jedenfalls wünschten die Eltern, namentlich Frau Rat Goethe, eine Verbindung zwischen der stillen, heiteren Anna und dem feurig unruhigen Wolfgang.

Da Goethe zuerst Susanna Münch bevorzugte, muß er in der Erinnerung beide Schwestern zu einer Person verschmolzen haben. Anna, die wohl erst im 18. Jahre, 1774, in den Freundeskreis eintrat, wird ihm damals im Mariagespiel zum erstenmale als Gattin zugefallen sein und sicher auch nach der im Wochenzirkel erfolgten Vorlesung einer Streitschrift des französischen Dichters Beaumarchais gegen Clavigo kindlich harmlos von Goethe verlangt haben, dies „Memoire“ sofort in ein Drama umzuwandeln.

Außer den genannten Damen nnd Herren gehörten noch folgende Jugendfreunde des Dichters jener lustigen Gesellschaft an. Der junge Passavant, 1775 Goethes Reisebegleiter in die Schweiz, ferner ein gewisser Kehr oder Kehren, der schon in den Leipziger Briefen genannt wird, vielleicht auch die Gebrüder Moors und Karl von Schweitzer, Goethes gleichalteriger Jugendgenosse, zuweilen auch Joh. Georg Schlosser, Kornelias Verlobter, und zuletzt der Frankfurter Advokat und Lokaldichter H. W. Seyfried, späterer Theaterschriftsteller und Herausgeber der „Berliner Chronik". Seyfried begann damals Lokalstücke in Sachsenhäuser Mundart zu schreiben, die hier in den siebziger und achtziger Jahren von Dilettanten der besseren Kreise aufgeführt wurden. Es wäre interessant, nachweisen zu können, daß auch der junge Goethe bei einer solchen Vorstellung in irgend einer Weise mitgewirkt hätte.

Neben dem Umgang mit Angehörigen der besseren Gesellschaft, zu dem auch Goethes inniger Verkehr mit dem liebenswürdigen „hellsehenden" Dechanten Dümeix am Kollegialstift von St. Leonhard zu rechnen ist, stand der junge Dichter anfangs der siebziger Jahre noch in regem Verkehre mit einigen strebsamen litterarischen Genossen. Während er mit den anderen zumeist die Freuden der Jugend teilte, fand bei diesen sein Denken und Dichten einen begeisterten Widerhall. Zu der sogenannten „Frankfurter Sozietät", die sich allwöchentlich „in einem armen Zimmer im Rittergäßchen" vereinigte, gehörten die aufgehenden Sterne der damaligen Litteratur: Goethe, Maximilian Klinger, Heinrich Leopold Wagner, auch der gleichfalls in Frankfurt geborene Musiker Philipp Christoph Kayser und einige andere junge Leute.

Goethe, damals von fieberhaftem Schaffensdrang erfüllt, regte jeden der Freunde an, selbst etwas hervorzubringen, welchen Grundsatz diese auch wieder bei Anderen zur Geltung brachten. Aus solchem „Hetzen und Treiben, Quirlen und Schaffen, aus solchem Nehmen und Geben aus freier Brust und ohne einen künstlerischen Leitstern" entsprang in der Folge die berühmte uud verrufene Litteraturepoche des Sturmes und

Dranges. Ihr Ausgangspunkt ist also das nun verschwundene Stübchen der Waschfrau Klinger in der Rittergasse (spätere Klingergasse), wo Goethe seine kleineren Werke burlesken Stils und wahrscheinlich auch die ersten Szenen vom Faust vorlas. Der Gretchentragödie darin bildete Wagner später sein abstoßendes, allein immerhin merkwürdiges Drama „Die Kindesmörderin" nach.

Wagner, der Anempfinder, streifte nicht im entferntesten an die Bedeutung Klingers, der Goethe geistig am nächsten stand und diesem auch durch seinen ernsten Charakter, sein entschiedenes Wollen und seine schöne Aeußerlichkeit am meisten Teilnahme einflößte. Die sinnigen Verse Goethes an Klinger sind bekannt, ebenso die Schilderung von dessen fesselnder Persönlichkeit in „Dichtung und Wahrheit". Jedoch wieviel Geduld und liebevolles Verständnis der Verkehr mit dem, durch den Druck enger Verhältnisse, gepeinigten und leidenschaftlich erregten Klinger von Goethe forderte, dürfte weniger ans Licht getreten sein.

Im Sommer 1776 schrieb Klinger an Schleiermacher: „Drück Dich und andere nicht und schieß am Ende alle Pfeile auf mich, weil Du weißt, daß ichs allein und gut aufnehme. Wüte und fluche gegen mich, werf mir all Deine guten und wilden Gefühle hin, vielleicht wird Dir manchmal leicht. Auch müßte der Mensch etwas haben, wohin er gösse und schütte. — Das hatte ich all an Goethe." — Diese wenigen Worte und die in Klingers Briefen oft wiederholte Anerkennung der einzigen Größe und Güte des genialen Freundes werfen ein neues schönes Licht auf das jugendliche Charakterbild des weltberühmten Verfassers von Götz und Werther.

Klingers jugendlich schöne Schwester Agnes, gleichfalls hochbegabt, wurde trotz des gesellschaftlichen Abstandes von Goethe wie eine Tochter besserer Kreise behandelt. Er führte das liebenswürdige kluge Mädchen bei der Mutter ein, unterhielt sich mit ihm über seine Werke und vertraute ihm sogar das Manuskript der „Stella" an. Goethe vergaß Agnes auch in Weimar nicht, er ließ sie bei jeder Gelegenheit grüßen und nannte sie als Greis „Klingers schöne und wackere Schwester".

Auch die auswärtigen Bewunderer Goethes, die mit ihm Klinger in seinem armen Heim aufsuchten und fröhliche Stunden darin verlebten, waren eifrige Verehrer der schönen Agnes. Diese muß eine echte kernhafte Frankfurterin gewesen sein; denn ohne Zimperlichkeit nimmt sie an dem Treiben der Freunde teil und drückt sich sogar im Kraftstile ihres begabten Bruders aus. Sie nennt, obwohl selbst kaum den Kinderschuhen entwachsen, Klingers Freunde „ihre Jungen“ und versteht es dabei doch, diese in respektvoller Entfernung von sich zu halten. Nur einer aus dem Kreise stand ihrem Herzen nahe. Klingers Jugendfreund, der Kaufmann Schumann, dem sie durch die Ungunst der Verhältnisse später nach harten inneren Kämpfen entsagen mußte. Jahre danach — 1783 — verheiratete sich Agnes Klinger mit dem Pfarrer Authäus zu Lich in Oberhessen, dessen Wohlthäterin die Waschfrau Klinger einstens gewesen war.

Der kleine Freundeskreis war bereits längst zersprengt, da hingen an der niedrigen Lehmwand der Klingerschen Stube noch immer die Silhouetten Goethes, der Gebrüder Stollberg, Lavaters, Gotters, Heinses und anderer damaliger Litteraturgrößen. Agnes konnte die schöne Zeit anregenden Verkehrs nie vergessen; 1776 klagt sie in einem Briefe an den Musiker Kayser in gut heimischem Ton: „Frankfurth ist so lehr, sie sind ford, Goethe und all die gutte Leyd“ — und ihren Kindern erzählte sie später noch oft von all den Berühmtheiten, die sie kennen gelernt und mit denen sie im Briefwechsel gestanden habe. Obwohl den niedrigsten Kreisen Frankfurts entstammend, steht Agnes Klinger an geistigen Gaben und echter Herzensbildung doch mindestens ebenso hoch als Goethes gesellschaftlich ihm nicht untergeordnete Freundinnen. Ja, wenn man Ursprünglichkeit und wackeren Sinn bei einem weiblichen Wesen als hervorragende Gaben betrachtet, so ist dies Kind aus dem Volke eigentlich die bedeutendste jugendliche Frauengestalt, die Goethe zu jener Zeit auf dem Boden der Heimat entgegentrat. —

Maximalian Klinger selbst stand in seinen Jugendwerken, zumeist in dem Drama „Otto“, ganz im Banne seines genialen, drei Jahre älteren Freundes. Dann schrieb er eine Anzahl

Stücke, die, von Rousseauschem Geiste erfüllt, aller Schablone und Engheit den Krieg erklären und für unverfälschte Menschlichkeit eintreten. Das preisgekrönte Trauerspiel „Die Zwillinge" und das Drama „Sturm und Drang", das der ganzen Bewegung den Namen gab, sind die bekanntesten davon.

Da Klinger oft in Not war, Goethe aber nicht die Mittel besaß, ihn genügend zu unterstützen, schenkte er ihm das Manuskript des „Jahrmarktsfestes von Plundersweilern" zur eigenen Herausgabe. Bald darauf wurden die Freunde getrennt. Klinger trat später in russische Dienste, in denen sich die Laufbahn des armen Frankfurter Konstablersohnes fast ebenso glänzend gestaltete wie diejenige des bereits in der Jugend im Sonnenscheine des Glückes wandelnden Goethe.

In dem bald nach dem Werther entstandenen „Clavigo" hat der Dichter nicht nur seinen Beziehungen zu Anna Sybilla Münch, nein überhaupt allen seinen Frankfurter Freundschaften ein dauerndes Denkmal gesetzt. Das in technischer Hinsicht nahezu vollendete, theatralisch ungemein wirksame Stück, in dem er auch wieder alte Sünden beichtete, zeugt für seinen eigenen Ausspruch: „Jugendfreundschaften vermögen viel Gutes in uns zu wecken, zu nähren und auszugestalten". In bewundernder Unterordnung blickten die Frankfurter Genossen lebenslang zu Goethe wie zu einem Sterne auf, er aber wendet seine Blicke als alter Mann gern und gerührt nach den Gestalten seiner Kindheit und Jugend zurück und bekennt bescheiden, daß ihm von jeher manch köstliches Geschenk aus Menschenherzen unverdient zu teil geworden.





VI.

Goethes letzte Frankfurter Zeit.

Der Herbst des Jahres 1774 war herangekommen. Zu jener Zeit, berichtet Goethe in seiner Lebensbeschreibung, „ging das Dichten und Bilden bei mir unaufhaltsam mit einander". Allein obwohl ihm in dem Gedränge und Geschiebe seines Lebens kaum ein Augenblick blieb, um über die Zukunft nachzudenken, schreckt ihn die bange Frage nach deren Gestaltung gerade damals oft jählings aus beglückendem Schaffen auf. Bestimmte Lebenspläne wagte Goethe noch keine zu fassen. Als ihm jedoch von Nah und Fern der Widerhall seiner Gedanken und Empfindungen wie ein klares Echo entgegen klang, scheint sich mehr und mehr die Hoffnung in ihm festgesetzt zu haben, sein allzeit gegenwärtiges, nie versiegendes Talent als die „sicherste Basis" seines künftigen Daseins zu betrachten.

Nach den Augenblicken „inneren Aufschwungs" überfielen Goethe aber auch öfters wieder bange Zweifel. In solcher Stimmung und außerdem noch niedergedrückt über die wenig glückliche Ehe der von ihm herzlich verehrten jungen Frau Brentano, schreibt er am 21. Oktober 1774 an deren Mutter, die damals berühmte Schriftstellerin Sophie La Roche: „Ich lag seither stumm in mich gekehrt und ahndete in meiner Seele auf und nieder, ob eine Kraft in mir läge, all das zu tragen, was das eherne

Schicksal künftig noch mir und den Meinigen zugedacht hat, ob ich einen Fels fände, drauf eine Burg zu bauen, wohin ich im letzten Notfall mich mit meiner Habe flüchtete." —

Was Goethe zu jener Zeit geistig ungemein förderte und anregte, jedoch auch oft nicht zu innerer Sammlung kommen ließ, waren die vielen auswärtigen Besuche, die mit dem wachsenden Ruhm als Gäste in seinem Vaterhause einkehrten. Der erste in der langen Reihe dieser Bewunderer war der Dichter und dänische Konsulatssekretär in Algier, Gottlob Friedrich Ernst Schönborn. Als Verfasser schwungvoller Freiheitsoden wurde dieser damals besonders von dem Göttinger Dichterkreise sehr gefeiert. Auf der Reise nach Algier blieb Schönborn mehrere Tage in Frankfurt, um den Dichter des „Götz von Berlichingen" kennen zu lernen und ihm seine Huldigung darzubringen. Dieser welterfahrene, von den Humanitätsideen seiner Zeit erfüllte und geistvolle Mann, damals 36 Jahre alt, gewann nicht nur das Herz Wolfgangs und seiner Mutter, er verstand es sogar, sich die Gunst des zurückhaltenden Herrn Rat zu erobern.

Wie ein Brief Schönborns an den Dichter H. W. von Gerstenberg vom 12. Oktober 1773 bekundet, war er hingerissen von dem jungen Goethe, dessen „in die Gegenstände eindringende Dichterkraft" und „strömenden Einfälle" ihm die größte Bewunderung einflößten. An die fröhlichen und genußreichen Zusammenkünfte mit Schönborn schloß sich ein brieflicher Verkehr, den auch Goethes Eltern durch mehrere Jahre teilten. In einem Schreiben an den letzteren vom 24. Juli 1776 bezeichnet der alte Goethe seinen Sohn, wie schon früher angeführt, als „singularen Menschen".

Im Juni 1774 erschien dann der berühmte Züricher Geistliche Johann Kaspar Lavater, von der gesamten Familie Goethe und auch von Fräulein von Klettenberg ehrfurchtsvoll begrüßt. In schwülstigen, ganz im schwärmerischen Ton der Zeit gehaltenen Worten schildert Lavater die erste Begegnung mit dem jungen Dichter. Auch dieser ist ganz von dem Manne eingenommen, der nach seiner Ansicht nur deshalb für einen Phantasten gehalten wird, „weil er aus vollem Herzen spricht und handelt

und seine Zuhörer in eine fremde Welt zu versetzen scheint, indem er sie in die ihnen unbekannten Winkel des eigenen Herzens führt".

Lavaters mystische Schwärmerei und asketische Richtung scheint bei seinem damaligen Aufenthalt im Vaterhause Goethes nicht in schroffer Form zu Tage getreten zu sein, wenigstens reizte sein Wesen den jeder Uebertriebenheit abholden Herrn Rat nicht zum Widerspruch. Freilich stand dieser dem gefeierten Propheten ruhiger gegenüber, als seine Gattin, die, wie die Klettenberg und eine Anzahl anderer Frankfurterinnen, dem Zauber der sanften und eindringlichen Beredsamkeit und menschenfreundlichen Gesinnungen Lavaters vollständig erlagen. Bis ins Alter bewahrte Frau Rat die Erinnerung an dessen Aufenthalt in ihrem Hause, der ihr „selige Augenblicke" eintrug.

Merck, noch nicht lange von einer Reise aus Rußland zurückgekehrt, spottete bitter über diese Schwärmerei der Frankfurterinnen für einen Mann, dessen ganzes Gebahren für ihn, den nüchternen Beobachter und Beurteiler der Menschen, etwas Schauspielerisches zu haben schien.

Goethe hat später gleichfalls ausgesprochen, daß Lavater sich selbst und andere belogen hätte, jedoch in den herrlichen Sommertagen des Jahres 1774 fand er nicht Worte genug, den neugewonnenen Freund zu preisen. Den lebhaftesten Anteil nahm er auch an dessen Werk „Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe" Leipzig 1775—1778, das bei den Zeitgenossen eine unglaubliche Wirkung erzielen sollte. Goethe zeichnete Einiges für das Werk, auch wurde eine „Familientafel" von ihm und seinen Eltern für dasselbe aufgenommen. Diese fand aber des Dichters Beifall nicht, konnte ihn auch nicht finden, weil das Bild der Mutter zu schlecht geraten war.

Lavaters „Physiognomische Fragmente" sind wegen mancher Trugschlüsse schon von gelehrten Zeitgenossen heftig angegriffen und später oft sogar ganz und gar verdammt worden. Allein ganz abgesehen von ihrem ethischen Werte, etwas Gutes hatten sie im Gefolge, das nicht hoch genug geschätzt werden kann.

Durch diese Sammlung von Porträts meist hervorragender Persönlichkeiten wurde auch aus dem Goethischen Kreise manches Bild erhalten, das sonst gewiß nicht auf unsere Tage gekommen wäre.

In erster Linie ist unter diesen ein Ölminiaturgemälde (Halbbrustbild) des Frankfurter Dichters zu nennen, das der Maler J. D. Bager im Sommer oder Herbst 1773 für Lavaters Porträt-Sammlung ausführte. Goethes Profil ist nach rechts gewandt, es zeigt einen ernsten sinnenden Ausdruck und läßt die edel geformte Nase kräftig aus den etwas schmalen Wangen hervortreten. Obwohl dies Gemälde nicht den idealen Anflug zeigt, den man bei einem Bilde des Lieblings der Götter gewöhnlich voraussetzt, so ist es doch sicher eine getreue Wiedergabe der Natur gewesen. Der Dichter, in dessen Seele sich der Roman „Die Leiden des jungen Werther" langsam vorbereitete, litt an heimlichen Liebesschmerzen, die sich auch in dessen Zügen wiederspiegelten und zu jener Zeit häufig sein körperliches Befinden nachteilig beeinflußten.

Was Goethe zumeist schöner erscheinen ließ, als er wirklich war: der wechselvolle, alle Stimmungen der Seele rückhaltlos verratende Ausdruck, machte seine malerische Darstellung zu einer ungemein schwierigen Aufgabe, der kaum ein Künstler ganz gewachsen war. Das fühlte wohl auch Lavater, als er 1793, also zwanzig Jahre später unter dies Bild des jungen Frankfurter Goethe die merkwürdigen Verse schrieb:

„Goethe: Dich mahlt und beschreibt kein Geist, der kleiner als Du ist,
Immer etwas von Dir hascht jeder auf und er wähnt dann,
Dich ergriffen zu haben — und hat den Schatten von Dir kaum!
Jeder Kleinere mahlt viel kleinlicher Lippen und Aug' Dir —
macht Dich geschmeidiger, sanfter und feiner — lämmlicher, zärter —
glaubt Dir weislich zu schohnen, indem er die Kraft Dir des Wolfes
und des Löwen Grimm und Stolz raubt, die Dich bezeichnen —

oh, die Künster vergessen, wie viele Naturen in Dich nur
mischte die Mutter Natur. — Sie jubelte, da sie Dich hin-
stellt." —

Von Frankfurt begab sich Lavater nach Ems, wohin ihn Goethe begleitete. Als der Dichter nach einigen genußreichen Tagen von dort wieder abreiste, um verschiedene Arbeiten zu vollenden, harrte der pädagogische Neuerer Joh. Bernhard Basedow bereits seiner im Vaterhause. Goethe, obschon ein natürlicher Widersacher des etwas cynischen Mannes, ertrug dennoch dessen unangenehme Gewohnheiten und absprechenden Urteile über heilige Dinge und begrüßte die Unterhaltungen mit Basedow als willkommene Gelegenheit, um sich in der Geistesgymnastik des Disputierens zu üben.

Auch Basedow reiste nach Ems, Goethe folgte einige Tage später nach und machte mit den beiden so sehr ungleichen Männern Ausflüge ins Lahngebiet und eine größere Rheinreise, deren Abschluß ein Besuch des jungen Dichters bei Friedrich Heinrich Jacobi in Düsseldorf bildete. Diese an herzerhebenden Augenblicken und überwältigenden Eindrücken reiche Fahrt deckte den tiefsten Grund von Goethes menschlichen und dichterischen Fähigkeiten auf und „erschloß alles Gute und Liebevolle, was in seinem Wesen lag."

Kaum nach Frankfurt zurückgekehrt, besuchten den Dichter zwei Klopstockianer, Heinrich Christian Boie, Herausgeber des Göttinger Musenalmanachs, und der Schriftsteller und Pädagoge Karl Ulysses von Salis-Marschlins.

Jedoch was bedeuten diese und andere Besuche gegen die gleichfalls in den Herbst 1774 fallende Einkehr Klopstocks im Vaterhause des Dichters! Selbst Rat Goethe, den die vielen Ankömmlinge, die damit verbundenen Störungen in der juristischen Praxis des Sohnes und dessen häufige Reisen mehr und mehr zu beunruhigen begannen, wußte die Ehre wohl zu schätzen, den berühmtesten Mann des deutschen Parnasses als Gast bei sich zu sehen.

Goethe, warmherzig und zuthunlich, dazu erfüllt von kindlicher Ehrfurcht vor allem wirklich Großen und Bedeutendem im

Menschen, trat dem Sänger des Messias mit begeisterter Verehrung entgegen. Dennoch brachte die nähere Bekanntschaft des würdigen Mannes dem jungen Brausekopf eine leichte Enttäuschung. Klopstock hatte nicht das geringste vom feurigen Dichter an sich, er zeigte vielmehr die abgemessene vorsichtige Haltung eines Diplomaten, der die Worte wägt und gerade das verschweigt, was der Andere gerne wissen möchte. Während Goethe mit ihm verkehrte, meinte er: Klopstock sei ein edler, großer Mann, über dem der Friede Gottes ruhe; beim Rückblick auf jene Tage aber bemerkt er nicht ohne leise Ironie, dieser habe sich „wie ein Stellvertreter höherer Wesen, der Religion, der Sittlichkeit und der Freiheit“ betragen.

Und doch scheint Klopstock die vielen Dichtern gegenüber oft gezeigte prophetische Ueberhebung bei Goethe nicht zur Schau getragen zu haben. Er mochte wohl fühlen, daß kein Anderer an Feuer der Empfindung, an allumfassendem Geiste dem jungen Goethe gleich kam. Andächtig hörte er zu, wenn dieser mit hinreißender Wärme etwas aus seinen Werken vortrug. Vor allem machten auf Klopstock die Szenen des Faust einen mächtigen Eindruck.

So wenig der große Mann über sein eigenes Schaffen sich äußerte, so ausführlich verbreitete er sich über die edle Kunst des Eislaufs. Diese Auslassungen fanden bei Goethe, der gerade damals jede Gelegenheit benutzte, um über gefrorene Flächen zu sausen, vollen Widerhall.

Ueberblickt man den Verkehr des alternden Heros der deutschen Dichtkunst mit ihrem jungen ritterlichen Bannerträger, so kann man sich des Eindrucks nicht entschlagen, daß es doch eine ganz merkwürdige Fügung war, welche die beiden poetischen Vertreter einer untergehenden und neu aufsteigenden Epoche in Goethes traulichem Vaterhause zusammen führte.

Brachte Klopstocks Anwesenheit in Goethes Denken und Empfinden einen neuen Aufschwung, so wurde die Zusammenkunft mit dem Erbprinzen Karl August von Weimar, dessen Bruder Konstantin und dem prinzlichen Erzieher Knebel von tiefeingreifender Bedeutung für des Dichters Zukunft. Ein glücklicher

Zufall bot die schönste Unterhaltung über ein damals berühmtes Buch: „Patriotische Phantasieen“ von J. Möser und erregte dadurch das günstigste Vorurteil für Goethe. Doch nicht nur für seine Rede, nein, auch für seine Erscheinung begeisterten sich die Prinzen und ihr Erzieher. Zu jener Zeit, als „das weise Schicksal“ bei diesen Zusammenkünften in das Gebilde seiner Zukunft goldene Dauerfäden wob, bestätigte sich bei ihm der schöne Spruch aus dem „Westöstlichen Divan“.

„Volk und Knecht und Ueberwinder,
Sie gestehn zu jeder Zeit:
Höchstes Glück der Erdenkinder
Sei nur die Persönlichkeit.“

Kaum hatte Goethe Klopstock bis Mannheim begleitet, als er jetzt schon wieder einer Einladung der Weimarischen Prinzen für einige Tage nach Mainz folgte. Auf der Rückfahrt von Mannheim oder von Mainz soll er im Postwagen in übermütigem Lebensmute die Ode „An Schwager Kronos“ gedichtet haben.

Bei der Heimkehr ins Vaterhaus schlug Goethes fröhliche Stimmung durch eine Trauerkunde alsbald ins Gegenteil um. Während seiner Abwesenheit war Fräulein von Klettenberg, die edle fromme Freundin, gestorben, deren Teilnahme gerade jetzt, wo der Vater gegen die Verbindung mit den Weimarischen argwöhnisch manch niederdrückende Ansichten vorbrachte, von größtem Werte für Wolfgang gewesen wäre.

Die Reihe der Besucher weiter verfolgend, treten wir in das Jahr 1775, das dem Vaterhause des Dichters wieder eine große Anzahl Gäste zuführte. Von diesen kann hier nur der berühmte Augenarzt Jung-Stilling, der Doktor J. G. Zimmermann, gleichfalls Arzt und Verfasser der Schriften über die Einsamkeit, über den Nationalstolz und über die Erfahrung, und die Gebrüder Stolberg angeführt werden. Jung-Stilling, durch eine mißlungene Augenoperation tief niedergedrückt, stellte durch sein wenig erquickliches Benehmen besonders die Geduld des Herrn Rat auf eine harte Probe, Zimmermann hingegen wurde durch weltmännisches Verhalten und mannigfaltige Unterhaltung ein er-

träglicher Gast, obschon dessen ungestüme und leidenschaftliche Weltverbesserungswut den jungen Dichter oft peinlich berührte.

Kein Besuch aber brachte solche Unruhe in Goethes Vaterhaus als derjenige des dichterisch begabten Brüderpaares Stolberg und eines Grafen Haugwitz. Welche Tollheiten sich die für Natur, Freiheit, Vaterlandsliebe und Freundschaft im Stile der Genieperiode schwärmenden Brüder erlaubten, ist bekannt. Mutter Aja ging auf die Phantastereien der jungen Leute bereitwilligst ein, der Herr Rat hingegen schüttelte ernst den Kopf und entsetzte sich über den Weindurst der jungen Leute. Augenscheinlich fühlte er sich erleichtert, als diese Gäste das Haus wieder verließen, war jedoch nicht nur einverstanden, daß Wolfgang das Brüderpaar in die Schweiz begleitete, sondern riet dem Sohne sogar, falls es möglich wäre, den Uebergang von der Schweiz nach Italien nicht zu versäumen.

Als Goethe auf der Durchreise Darmstadt berührte und Merck dort besuchte, war dieser sehr ungehalten über den Verkehr mit dem tollen Brüderpaare und äußerte damals das tief gedachte Wort „Dein Bestreben, Deine unablenkbare Richtung ist, dem Wirklichen eine poetische Gestalt zu geben. Die Anderen suchen das sogenannte Poetische, das Imaginative zu verwirklichen, nnd das giebt nichts als dummes Zeug.“

Seit Goethes Rückkehr von Wetzlar weilte auch oft die bereits genannte berühmte Schriftstellerin Sofie La Roche als Gast in Goethes Vaterhaus. Sie war eine geistvolle liebenswürdige Dame, die Menschen aller Art zu fesseln verstand, jedoch durch ihre krankhaft sentimentale Richtung gerade keinen gesunden Einfluß ausübte. Der junge Dichter besuchte mehrmals Frau La Roche in Ehrenbreitstein und hatte in ihrem Hause auch einigen sentimentalen Kongressen beigewohnt, auf denen die schönen Seelen einander anschwärmten und sich über die brieflichen Gefühlsergüsse anderer „erhabener Lichtnaturen“ ergötzten. Merck schwang die Geißel des Spottes über dies Treiben und erweckte auch in Goethe einen Widerwillen dagegen. Trotzdem blieb dieser ein warmer Verehrer der „lieben Mama La Roche“; er nennt sie die „edelste Seele“ und findet in ihrem schwärmerischen Ge-

bahren nichts Auffallendes. Dies ist gewiß ein Beweis dafür, daß sein sonst so gesundes Gemüt damals auch von der geistigen Zeitströmung ergriffen war, der er in den Figuren des Romans „Die Leiden des jungen Werther" plastische Gestalt verlieh.

Frau Rat Goethe urteilte anders über die berühmte Schriftstellerin als ihr Sohn. Sie bewunderte zwar ebenfalls deren Geist, begriff aber nicht, daß man einen moralischen Roman wie „Die Geschichte des Fräuleins von Sternheim" schreiben und trotzdem seine blutjunge Tochter bestimmen könne, einen ungeliebten älteren Witwer mit vier Kindern zu heiraten, nur, weil dieser reich war und einer hochangesehenen Familie angehörte. —

Den fördernden Besuchen wirklicher Geistesgrößen folgten aber auch solche von litterarischen Zudringlingen, unverschämten Abenteurern und wahrhaft dürftigen Leuten von der Feder. Sie brachten Goethe oft in peinliche Lage und nötigten ihn sogar, Geld bei Anderen zu borgen, dessen Wiedererstattung ihm oft recht sauer wurde. Auch diese Personen lockte sein Ruhm herbei, und es gelang ihm ebensowenig, sie wieder zu verbannen, wie dem Zauberlehrling die gerufenen Geister. Allein die heimlichen Anhängsel der Berühmtheit vermochten ihm die Freude über die allgemeine Anerkennung nicht zu zerstören. In gehobener Stimmung schreibt Goethe im Februar 1775 an Auguste v. Stolberg: „Man weiß erst, daß man ist, wenn man sich in Anderen wiederfindet".

In die zweite Hälfte des Jahres 1774 fällt Goethes genaueres Studium des Philosophen Spinoza, dessen großartige Uneigennützigkeit er sehr bewunderte. Auch diesmal fühlte sich der junge Dichter „von derselben Friedensluft angeweht" wie früher, wenn er die Werke dieses Philosophen in die Hand nahm. Vieles, was in Goethe selbst lag, vertiefte und erhellte sich durch sein Eindringen in Spinozas Schriften, ja, unter dessen Einfluß fand er in kritischer Zeit sogar die Kraft, sich allen äußeren Schwankungen des Lebens gegenüber wenigstens innerlich unabhängig zu machen. Wie weit sonst die pantheistische Richtung dieses gewaltigen Denkers auf Goethe wirkte, kann hier nicht erörtert werden, doch scheint Spinoza ihn auch poetisch

angeregt zu haben. Zur Zeit, als der Dichter sich mit ihm beschäftigte, entstand unter anderen Schöpfungen auch die innige, volkstümlich gehaltene Ballade „Der König in Thule“, vielleicht die schönste, die Goethe geschrieben hat.

Beim Rückblick auf das für Goethe so bedeutungsvolle Jahr 1774 darf nicht vergessen werden, daß sich dieser an den Löscharbeiten des großen Brandes auf der Judengasse, der in der Nacht vom 28. zum 29. Mai ausbrach, sofort und aufs eifrigste beteiligte. Wie er an Schönborn später schreibt, fand er „seine Mühe auf der Stelle durch die innigsten und mannigfaltigsten Empfindungen belohnt“. Dann fährt er fort: „Ich habe bei dieser Gelegenheit das gemeine Volk wieder näher kennen gelernt und bin aber- und abermal vergewissert worden, daß das doch die besten Menschen sind.“ —

Obwohl der Advokat Goethe am ersten Neujahrstage 1775 noch dem älteren Bürgermeister Joh. Ph. v. Heyden im reichgallonierten Rock seine Glückwünsche darbrachte, waren dessen Lebensumstände noch derartig „Schritt für Schritt verrückt, verschoben und von einem Tag zum anderen wider Erwarten umgestaltet worden“, daß sein Bleiben in der Vaterstadt ziemlich zweifelhaft erschien. Da trat ein Ereignis ein, das tief in sein Dasein eingreifen und ihn, wenn die Hoffnung nicht trog, für immer an die Vaterstadt fesseln sollte.

Um die Jahreswende herum lernte Goethe im Hause der reichen Bankierswitwe Schönemann deren noch nicht ganz siebzehnjährige bildschöne Tochter Lilli kennen. Anfangs näherten sich der Dichter und die reizende Blondine im Gefühle unschuldiger Vertraulichkeit, bald aber verwandelten sich diese Empfindungen in eine heftige Leidenschaft.

In Offenbach, wo Lilli mit dem beginnenden Frühling häufig auf dem Landsitze ihres Onkels d'Orville, Goethe hingegen im Hause des Komponisten Johann Anton André weilte, schlossen sich die Herzen der beiden jungen Leute trotz des Widerspruchs ihrer Familien immer fester zusammen. Um Ostern herum erfolgte dann durch das Eingreifen der dem Schönemannschen Hause nahestehenden Handelsjungfer Delph aus Heidel-

berg, einer geschäftigen Glücksstifterin, die öffentliche Verlobung des jungen Paares.

Goethe entwirft von Lilli in „Dichtung und Wahrheit" ein ungemein fesselndes Bild; spätere Biographen des Dichters nennen sie eine verzogene, eigensinnige und launenhafte Kokette, die in leichtsinniger Flatterhaftigkeit gar nicht im Stande gewesen sei, Goethes tiefe Empfindungen zu begreifen. Dies Urteil ist nun zweifellos viel zu hart. Wäre Lilli ein durchaus oberflächliches Geschöpf gewesen, so würde ein solch feiner Frauenkenner wie Goethe gewiß nicht daran gedacht haben, sich fürs Leben mit ihr zu verbinden.

Freilich, ein einfaches Landkind wie Friederike, eine bescheidene Kleinstädterin wie Lotte war Lilli nicht. Als gefeierte Tochter eines reichen, angesehenen Hauses, im Genusse gesellschaftlicher Vorteile aufgewachsen und frühe an Huldigungen gewöhnt, mag sie sich vielleicht anfangs darin gefallen haben, den berühmten Doktor Goethe an sich heran zu locken und dann wieder im Zweifel über ihr Gefühl zu lassen. Allein als das Verhältnis ernst geworden, hört das Spiel auf, benimmt sie sich würdig und sicher und läßt ihn überall erkennen, daß sie mit ganzem Herzen die Seine ist.

Lilli war noch ein halbes Kind, als Goethe ihr näher trat, und sie stammte aus einem Milieu, das wohl geeignet erschien, ihre gesellschaftlichen Formen, jedoch weniger ihr inneres Leben auszubilden. Erst der Umgang mit Goethe vertiefte ihr Wesen, weckte Gaben in ihr, die bisher geschlummert hatten oder vielleicht auch durch weniger vorteilhafte Aeußerungen ihrer unfertigen Natur verhüllt worden waren. Wieviel Lilli dem Geliebten schuldig geworden, beweist ihr späterer Ausspruch, daß sie Goethe ihre geistige Existenz verdanke.

Hatte das Verhältnis schon vor der Verlobung durch Hoffen und Zweifeln, durch heißes Sehnen und seltenes Erfüllen, durch Ungeduld und bitteres Entbehren namenlose Qual in Goethes Leben getragen, so versetzte ihn die Erfüllung seiner Wünsche in einen noch unerträglicheren Zustand. Bald nach der Verlobung erwacht der unbändige Freiheitsdrang in seiner Brust,

werden ihm die Rosenketten der Liebe bleischwere Fesseln. Mißverständnisse, Klatschereien entstehen und entfremden die jungen Herzen einander bereits nach dem ersten Rausche der Brautzeit. Das Verhalten der beiderseitigen Familien trägt noch mehr dazu bei, die Kluft zu erweitern. Die Schönemanns wünschen eine reichere Partie für Lilli, Goethes Eltern und Schwester fürchten sich vor dem Eintritt der „verwöhnten Staatsdame" in das einfache bürgerliche Haus. Mehr und mehr spitzten sich die Gegensätze derartig zu, daß man Goethes Reise in die Schweiz eine wahre Flucht aus herzbeengender Drangsal nennen kann. Jedoch anstatt in der fremden schönen Natur Frieden zu finden, setzte diese sein Herz neu in Flammen. Auf der Paßhöhe des St. Gotthard ergreift ihn die Sehnsucht nach Lilli mit solcher Gewalt, daß er den Entschluß faßt, sofort die Rückreise in die Heimat anzutreten.

Nach zehnwöchentlicher Abwesenheit ist Goethe Ende Juli 1775 wieder in Frankfurt. Allein trotzdem er mit einem Herzen voll Liebe heimkehrt, ist das alte Verhältnis nicht wieder herzustellen, baut sich mehr und mehr eine unsichtbare Scheidewand zwischen dem jungen Paare auf. In jener Zeit schreibt Goethe: „Gestern führte mich ein böser Geist zu Lilli in einer Stunde, da sie mich ganz entbehren konnte, da es dann meinem Herzen ward, als ob es gemangt würde und ich mich eilig fortmachte."

Unter Enttäuschungen, Bitternissen und qualvollen Kämpfen vergehen noch zwei Monate, dann findet Goethe nur noch in dem einen Gedanken Erlösung: fort von Frankfurt! Er schreibt wegen Zukunftsplänen nach Weimar; als von dort nicht bald Antwort kommt, faßt er den Entschluß, vorerst eine Reise nach Italien anzutreten. Jedoch schon in Heidelberg holt ihn eine Stafette mitten in der Nacht ein und ruft ihn nach Weimar. Noch ein kurzes Schwanken, noch ein paar Augenblicke bangen Zweifelns, dann siegte bei dem Dichter die fürstliche Werbung, war die Herzenskrise beendet, die sein Leben in neue sonnige Bahnen lenken sollte.

Merkwürdige Zeugnisse von Goethes Herzenszustand während seiner Beziehungen zu Lilli sind die Briefe an die nie ge-

sehene Freundin Gräfin Auguste von Stolberg, die Schwester der tollen Geniebrüder. Diese von lyrischem Feuer durchglühten, dramatisch bewegten Bekenntnisse spiegeln Goethes wechselnde Stimmungen treulich wieder und sind sozusagen eine rückhaltlose Generalbeichte seiner oft „himmelhoch jauchzenden", dann wieder „zum Tode betrübten" Dichterseele.

In einem Briefe an Auguste v. Stolberg (13. Febr. 1775) malt Goethe ein Doppelportrait von sich, dessen Gegensätze uns den Mangel an Einklang zwischen seinem zerstreuten und dabei doch gequälten Leben und den eigentlichen Anforderungen seines ringenden Geistes und tieffühlenden Herzens klar vor Augen stellen. Offen schreibt er: „Wenn Sie sich, meine Liebe, einen Goethe vorstellen können, der in galonierten Rock, sonst von Kopf zu Fuße auch in leidlich konsistenter Galanterie, umleuchtet vom unbedeutenden Prachtglanze der Wandleuchter und Kronenleuchter, mitten unter allerlei Leuten, von ein paar schönen Augen am Spieltische gehalten wird, der in abwechselnder Zerstreuung aus der Gesellschaft, ins Conzert und von da auf den Ball getrieben wird, und mit allem Interesse des Leichtsinns einer niedlichen Blondine den Hof macht, so haben Sie den gegenwärtigen Fastnachts-Goethe. — — — —

Aber nun giebts noch einen, den im grauen Biberfrack mit dem braunseidenen Halstuch und Stiefeln, der in der streichenden Februarluft schon den Frühling ahndet, dem nun bald seine liebe Welt wieder geöffnet wird, der immer in sich lebend, strebend und arbeitend, bald die unschuldigen Gefühle der Jugend in kleinen Gedichten, das kräftige Gewürze des Lebens in mancherley Dramas die Gestalten seiner Freunde und seiner Gegenden und seines geliebten Hausraths mit Kreide auf grauem Papier, nach seiner Weise auszudrücken sucht, weder rechts noch links fragt: was von dem gehalten werde, was er machte? weil er arbeitend immer gleich eine Stufe höher steigt, weil er nach keinem Ideale springen, sondern seine Gefühle sich zu Fähigkeiten, kämpfend und spielend, entwickeln lassen will."

Erwähnt Goethe in diesen Bekenntnissen bereits seine damaligen dramatischen Arbeiten, so bemerkt er in einem anderen

Briefe an dieselbe ferne Freundin ausdrücklich: „Wenn ich jetzt nicht Dramen schriebe, ich ginge zu Grund.“ Damals dichtete Goethe das Singspiel „Erwin und Elmire“ und das Drama „Stella“, die beide, wie das Singspiel „Claudine von Villa Bella“ und eine Anzahl tiefempfundener Lieder, gleich edlem Wein sämtlich aus der vulkanischen Asche seiner tiefen Liebe zu Lilli erwachsen sind. Von den lyrischen Bekenntnissen möge hier nur „Neue Liebe, neues Leben“, „An Belinde“, „Auf dem See“, „Vom Berge“, „An ein goldnes Herz, das er am Halse trug“ und das wundervolle Stimmungsbild „Herbstgefühl“ erwähnt werden. Auch in Goethes beiden Singspielen, die zuerst der Offenbacher Komponist André in Musik setzte, finden sich einige seiner berühmtesten Lieder, z. B.: „Ein Veilchen auf der Wiese stand“, „Ihr verblühet süße Rosen“ und die Ballade „Es war ein Buhle frech genug“.

Ganz besonders merkwürdig für Goethes damalige innere Erlebnisse ist die erste Form des Singspiels „Erwin und Elmire“, dessen Stoff Goethe einer englischen Romanze entnahm, aber etwas umbildete. Die schuldige Elmire, die den Geliebten durch scheinbare Kälte zur Verzweiflung und Flucht treibt, hat viele Züge von Lilli Schönemann, Olympia hingegen, Elmirens Mutter, ist in vieler Hinsicht der Frau Rat ähnlich und drückt auch ihre Gedanken in derselben Kraftsprache aus, wie diese. — Goethe arbeitete später das Stückchen um, jedoch hinsichtlich der individuellen Bezüge auf sein Leben ist die erste Fassung die wichtigste. Diese überragt auch an Originalität und Frische die zweite Form.

In „Claudine von Villa Bella“ treten die Erlebnisse des Dichters nicht mit solcher Deutlichkeit hervor wie in „Erwin und Elmire“. Allein in den Anschauungen der einzelnen Personen, hauptsächlich in denjenigen Cruganitnos, finden wir da und dort einen Widerhall der Lebensansichten des heiteren, jedem Zwang abholden Dichters. Auch „Claudine von Villa Bella“ hat Goethe später einer Umarbeitung unterworfen. Ein Vergleich zwischen beiden Fassungen kann jedoch nur zu Gunsten der ersteren, volkstümlicheren Form des Singspiels ausfallen.

Claudine, die durch die Glut ihrer Empfindung alle Hindernisse überwindet, ist eine ähnliche Figur wie Stella im gleichnamigen Drama. Eigene Erfahrungen bildeten sicher nicht die Quelle zu diesem wertherisch abgestimmten Schauspiel. Es müßte denn sein, daß Goethe, im Begriff, einen Herzensbund fürs Leben zu schließen, von den Erinnerungen an frühere Liebesverhältnisse gequält worden wäre.

Sonst gehörte das Thema des schwachen Mannes zwischen zwei Frauen zu den beliebtesten dramatischen Formeln der Zeit. Goethe hatte sich auch schon lange mit ihm herumgetragen und mag vielleicht durch Bühneneindrücke zur endlichen Bearbeitung des schweren Konflikts angeregt worden sein.

Mit dem Schaffen einiger Hauptszenen aus „Egmont" beendete Goethe seine geistige Thätigkeit in der Vaterstadt. Alles, was er hier schrieb, umweht der Zauberhauch der Jugend. Aus tiefem sprudelnden Borne geschöpft, ist es ein weithin klingender Heroldsruf für die Unmittelbarkeit des Gefühls und die Rechte des Herzens. Die vertrocknete deutsche Sprache blühte geradezu in diesen Jugendwerken wieder lustig auf, sie eroberten der Natur aufs neue einen Platz im Leben des Menschen und verliehen dem matt gewordenen Herzschlag unseres Volkes neue Schwungkraft.

* * *

Es ist hier der schwache Versuch gemacht worden, den Dichter in seinen Anfängen zu schildern, der, wie kein Anderer, Genie vom Scheitel bis zur Fußsohle und doch ein lieber, gütiger Mensch in des Wortes vollster Bedeutung war. Auch ein Mensch mit Schwächen, Fehlern und Irrtümern unterworfen, wie minder begabte Erdenkinder. Fern sei es uns, dies zu leugnen, ebenso fern bleibe der anmaßende Glaube, in verhältnismäßig engem Rahmen des jungen Goethe ganzes geistiges Wesen enthüllt und alle Wurzeln seiner Frankfurter Dichtungen bloßgelegt zu haben. „Jedes Individuum ist unaussprechlich." Wieviel höhere Bedeutung gewinnt dies Wort erst dem Genius gegenüber, dessen verborgene Kräfte kein Wissen, kein Forschen, vielmehr einzig verständnisvolle Liebe zu entdecken vermag. Und

mit solcher Liebe wollen wir Goethe folgen, nicht nur neuen Lorbeer zu dem Grabe des Unsterblichen tragen. Vor allem trete der Dichter, dem die Heimat so oft nach inneren Stürmen die Sammlung zum Schaffen verlieh, uns in seinen Werken geistig wieder näher. Man spricht vom ewig jungen Goethe, aber der Goethe, der wie eine Sonne aus Wolken trat, Licht und Wärme weithin ausstrahlte, der bereits im stillen Vaterhause von den Mitlebenden als Genius des Zeitalters gefeiert wurde, das war der gute, muntere harmlose Goethe aus der ersten Hälfte der siebziger Jahre, der wirklich junge — der Frankfurter Goethe.



Druck von Aug. Weisbrod, Frankfurt a. M.





